

Die evangelische Jugendpresse — eine Bestandsaufnahme

Der undurchsichtige Blätterwald der Jugendpresse soll systematisch erfaßt werden — das jedenfalls ist das Ziel des Deutschen Bundesjugendrings und des Jugendpresseclubs. Sie beauftragten das Institut für Publizistik der Freien Universität Berlin, eine umfassende Analyse der Jugendpresse der Bundesrepublik und West-Berlins zu erstellen. Sie wird aus Mitteln des Bundesjugendplans vom Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit finanziert, ist im September 1975 aufgenommen worden und soll 1977 abgeschlossen sein. Erwartet wird von dieser Arbeit eine quantitative Bestandsaufnahme, eine quantitative und qualitative Inhaltsanalyse sowie eine Zielgruppen- und Kommunikatoranalyse¹. Die beiden konfessionellen Dachorganisationen BdKJ (Bund der deutschen Katholischen Jugend) und AEJ (Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend) leisteten für dieses schwierige, weil äußerst umfangreiche Unternehmen, erste Vorarbeit. BdKJ und AEJ versuchten eine Bestandsaufnahme und Analyse ihrer Jugendpublizistik auf dem Wege einer Umfrage zu gewinnen. Beide Dachorganisationen schickten gleichlautende Fragebogen an ihre Mitgliedsverbände auf Bundes- und Diözesanebene. Ferner wurden alle Stadt-, Kreis-, Bezirks- und Regionalstellen angeschrieben und um Auskunft über ihre publizistischen Aktivitäten gebeten. BdKJ und AEJ haben nun erste Berichte vorgelegt, Bestandsaufnahmen, die Bernd Börger „bescheiden“ nennt und als „Momentaufnahme“ bezeichnet². Doch nicht der Bericht des BdKJ soll hier erläutert werden, sondern die „Umfrage zur Situation Evangelischer Jugendpresse“. Für diese Analyse zeichnet der Referent für Öffentlichkeitsarbeit bei der AEJ, Gerhard Hermann, verantwortlich³.

Ähnlich wie bei der katholischen Jugendpresse zeichnet sich der Blätterwald im Umfeld evangelischer Jugendarbeit noch immer durch üppigen Titelwuchs aus. Gerhard Hermann konnte 154 Titel mehr oder minder periodisch erscheinender Zeitschriften, Informationsdienste, Materialhilfen bei seiner Bestandsaufnahme erfassen, die er Anfang 1975 startete. 113 dieser Blätter und Blättchen mit einer jährlichen Gesamtauflage von über zwei Millionen Exemplaren und einem Gesamtumfang von 58 Millionen Druckseiten konnten per Fragebogen näher erfaßt, beschrieben und vergleichend analysiert werden, wie Hermann schreibt⁴. Die Analyse bietet kein vollständiges, abgerundetes Bild der evangelischen Jugendpublizistik, der Verfasser spricht von einer Stichprobe, die groß genug sein könnte, um ein zutreffendes Bild zu vermitteln, wie sich evangelische Jugend „vor Ort“ zu artikulieren versucht. Auch Gerhard Hermann spricht wie Bernd Börger von einer „Momentaufnahme“ — ein geglückter Ausdruck, denn die Jugendpresse ist wie kein anderer Bereich der Publizistik von raschen Veränderungen und großer Fluktuation gekennzeichnet. Ein statisches Bild gibt es hier nicht.

Was konnte Hermann über die Herausgeber, die Redaktionen, die Zielgruppen und Inhalte der evangelischen Jugendpresse herausfinden? Welche Daten und Fakten konnte er über Technik und Finanzierung dieser Blätter sammeln?

Zahlreiche Titel — einfache Machart

Über die Fragebogenaktion konnten 113 verschiedene Zeitschriften, Nachrichtenblätter und Materialdienste erfaßt werden, 41 zusätzliche Titel werden zwar aufgeführt, aber nicht analysiert. Von den 113 Blättern werden 33 unmittelbar von bundeszentralen Einrichtungen herausgegeben, 40 auf der Ebene einer oder mehrerer Landeskirchen und 31 von Einrichtungen auf regionaler und lokaler Ebene. In neun Fällen zeichnen Einzelpersonen als Herausgeber verantwortlich. Der Verfasser bemerkt, daß vor allem auf der regionalen und lokalen Ebene bei weitem nicht alle Publikationsorgane der evangelischen Jugend erfaßt werden konnten.

Ähnlich wie in der katholischen Jugendpublizistik ist auch im evangelischen Bereich an die Stelle der relativ perfekten, überregionalen, professionell gemachten Jugendpresse das lokale, hausgemachte Blatt getreten, das zahlreiche Ähnlichkeiten mit den „Pfarrbriefen“ aufweist. Der Trend geht weg vom gekonnten Layout, feinen Vierfarbendruck und kostspieligen Papier hin zum einfachen, improvisierten Informations- und Materialdienst, dessen Kontinuität ungewiß ist, dessen Periodizität nicht festliegt, dessen Publizität auf einen relativ kleinen Leserkreis begrenzt ist und dessen Vertrieb kaum die Lokal- oder Regionalgrenze überschreitet. Der Nachrichteninhalt ist weitgehend mit dem Stichwort „Sekundäre Aktualität“ zu kennzeichnen.

Wie steht es mit der Verbreitung der evangelischen Jugendpresse? Von den 113 erfaßten Blättern finden 41 (36 Prozent) im ganzen Bundesgebiet bzw. im Bereich einer oder mehrerer Landeskirchen Verbreitung. 31 Ausgaben (28 Prozent) sind für eine bestimmte Region oder Ortschaft innerhalb einer Landeskirche gedacht. Von dem bloßen Attribut „bundesweit“ oder „regional“ bzw. „lokal“ können keine unmittelbaren Rückschlüsse auf die Auflagenhöhe gezogen werden. Hermann sagt dazu: „Tatsächlich kann sich ein bundesweit verbreitetes Insiderorgan mit nur wenigen Exemplaren an ganz bestimmte Funktionäre wenden, während andererseits ein Mitteilungsblatt vor Ort direkt an alle Mitglieder gehen und damit eine weit höhere Auflage erreichen kann.“⁵

Redaktionsarbeit

Die Redaktionsstruktur der evangelischen Jugendpublizistik zeigt deutliche Parallelen zur katholischen Jugendpresse. „Juristisch unabhängige Vollredaktionen mit getrennter presserechtlicher Verantwortung haben Seltenheitswert.“⁶ Seit die Jugendpresse ihren überregionalen Charakter weitgehend eingebüßt hat, das Konkurrenzstreben mit „Bravo“ aufgegeben wurde und die Kirchen weitgehend entmutigt sind, für diese Sparte der Publizistik große Investitionen zu wagen, gibt es nur noch sehr wenige hauptamtliche Redakteure für konfessionelle Jugendzeitschriften. Sie werden heute in der Regel von journalistischen Amateuren gemacht ebenso wie der „Pfarrbrief“. „In der Regel wird die Redaktionsarbeit von den haupt-, neben- oder ehrenamtlichen Mitarbeitern in der Jugendarbeit neben vielen anderen Aufgaben am Rande wahrgenommen, ohne daß sie für dieses ‚Hobby‘ entsprechend ausgebildet wären“, schreibt Hermann⁷. Oftmals werden die regionalen und lokalen Jugendblätter von Teams in der Freizeit zusammengestellt. Dies hat zwingend Auswirkungen auf die Form, das Layout und den Inhalt. Man arbeitet mit den einfachsten technischen Mitteln: 57 Prozent der Blätter werden im Offsetverfahren hergestellt, nur 19 Prozent im relativ aufwendigen Buchdruck, 23 Prozent im schlichten Umdruckverfahren. Die häufigeren Druckarten sind zwar sehr preisgünstig, lassen aber für die typographische Gestaltung nur wenige Möglichkeiten offen. 40 Prozent der

evangelischen Jugendzeitschriften sind am oberen Rand geheftet, 17 Prozent gefalzt und ineinandergesteckt, 29 Prozent am Rücken geheftet, 12 Prozent am Rücken geklebt. Kartonierter Umschlag oder mehrfarbiges Cover haben Seltenheitswert⁸. Auch in diesen Außerlichkeiten läßt sich der Wandel der konfessionellen Jugendzeitschriften feststellen: die Jugend schreibt für sich selbst, ihre Presse trägt nach außen das Gesicht „improvisiert“. Auf typographische Gags wird verzichtet.

Zielgruppen

Obwohl sich die vorliegende Untersuchung nicht als Leseranalyse oder objektive demographische Beschreibung der Zielgruppen versteht, sondern als eine Befragung der Produzenten, der Kommunikatoren, gibt sie dennoch Hinweise auf die Zielgruppen der evangelischen Jugendpresse. Auf welche Zielgruppen hin produzieren die Kommunikatoren ihre Zeitschriften? Welche Altersstufen haben sie vor Augen? Die Studie brachte folgendes Selbstverständnis zutage: „Evangelische Jugendpresse wendet sich nur in Ausnahmefällen an die evangelische Jugend, in der Regel jedoch an junge Erwachsene.“⁹ Von den 82 Redaktionen, die die Frage nach ihrer Zielgruppe beantworteten, nannten nur zwei die Gruppe der Jüngsten (unter 13 Jahren) als primäre Rezipienten. Lediglich acht möchten sich von 12- bis 16jährigen gelesen wissen; die 15- bis 18jährigen möchten 22 Blätter erreichen, während sich 50 Blätter an die über 18jährigen wenden. Hermann zieht für die evangelische Jugendpublizistik hieraus folgenden Schluß: „Das Gros der Publikationen im Feld evangelischer Jugendarbeit wird nicht für die Basis selbst produziert, sondern für die älteren Freunde und Mitglieder, für die Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit und vor allem für die eigenen Mitarbeiter.“¹⁰ Es gibt nur relativ wenige Zeitschriften, die sich primär an die Basis evangelischer Jugendarbeit wenden. Eines der wenigen Blätter, das sich an die jüngste Leserguppe richtet — „Die junge Schar“ — hat gleichzeitig die höchste Auflage aller evangelischen Jugendzeitschriften, nämlich 31.000 Exemplare.

Es ist bemerkenswert, daß es in der gesamten evangelischen Jugendpublizistik kein einziges Blatt gibt, das sich an Kinder unter acht Jahren wendet, obwohl dies eine recht interessante Zielgruppe ist. Im katholischen Bereich gibt es für diese Altersstufe die Zeitschrift „Spatz“, die in der Auflagenentwicklung eine positive Tendenz zeigt. Für die evangelische Jugendpublizistik entsteht grob folgendes Bild: Eine Fülle von Leseangeboten für die 18- bis 25jährigen. Für diese Altersgruppe besteht ein Übergangsangebot, man könnte von einer Zersplitterung der Kräfte sprechen. Für die sechs- bis achtjährigen und acht- bis 13jährigen fehlt ein ausreichendes Angebot. Hier wären Neuansätze möglich und nötig.

Betrachtet man die Zielgruppen der evangelischen Jugendpresse genauer, dann zeigt sich, daß von den Kommunikatoren die „Schüler“ als wichtigste Adressaten angesehen werden, sie werden 86mal genannt, Angestellte/Beamte und Auszubildende je 67mal, Studenten 59mal und Arbeiter/Handwerker nur 44mal. Für Hermann ist aufgrund dieses Ergebnisses die evangelische Jugendpublizistik „ein getreues Spiegelbild — ja fast ein Zerrbild — der traditionellen Kopflastigkeit evangelischer Jugendarbeit im gehobenen Mittelstand und des chronischen Defizits gegenüber den weniger privilegierten Bevölkerungsschichten“¹¹. Das Ergebnis läßt ferner den Schluß zu, daß an den meisten Redaktionstischen im Bereich evangelischer Jugendpublizistik für ältere Leser mit einer gehobenen Schulbildung produziert wird; spezielle Organe etwa für Lehrlinge oder Jungarbeiter, aber auch für Kinder und Jugendliche vor

der Konfirmation sind selten. Die vorliegende Analyse zeigt, daß die neue Jugendpresse — von Jugendlichen für Jugendliche mit einfachen Mitteln gemacht — zum größten Teil nur noch ein Informationsorgan für Insider ist. Nicht die Vielzahl der Jugendlichen mit den verschiedenen Interessen, Ansprüchen und Problemen steht bei der Konzeption vor Augen, sondern die fest umgrenzte Interessengruppe. Die Jugendpresse steht in der Gefahr, eine aufgesplitterte Spezial- oder Fachpresse zu werden, die das Ganze aus dem Blick verloren hat. Die Untersuchung zeigt, daß zwei Drittel (66 Prozent) aller erfaßten Blätter überwiegend von den eigenen Mitarbeitern gelesen werden, ein Viertel (26 Prozent) von den Mitgliedern und nicht einmal jedes zwölfte Blatt (acht Prozent) wendet sich primär an ein allgemeines Leserpublikum ohne Mitglieder- oder Mitarbeiterstatus¹².

Inhaltliche Strukturen

Die inhaltliche Struktur der Jugendpublizistik hat sich entscheidend verändert. Das Element der Unterhaltung spielt nur noch eine untergeordnete Rolle. Themen, die sich unter die Stichworte „Lebenshilfe“ und „Geistliche Zurüstung“ fassen ließen, finden sich nur noch selten. Im Mittelpunkt stehen Information und Arbeits- bzw. Materialhilfe. In 78 von 111 Antworten auf die Frage nach der inhaltlichen Zielsetzung des Blattes taucht das Stichwort „Information“ auf: Information über den eigenen Arbeitsbereich (39), für Mitarbeiter (25), Verkündigung (12), Information für Mitglieder bzw. Freunde (12), über Politik und Gesellschaft (6), Jugendarbeit allgemein (5), über die Gestaltung von Gruppenabenden, Gemeindeveranstaltungen und Freizeiten (13). In 32 Fällen wurde das Stichwort Arbeits- und Materialhilfe betont, meist in Verbindung mit dem Zusatz „für Mitarbeiter“¹³. Absicht und Anspruch der verschiedenen Publikationen läßt sich teilweise auch schon am jeweils gewählten Titel ablesen. 33 der 113 untersuchten Publikationen tragen, so schreibt Hermann, den Titel „Information“, „Mitteilung“, „Nachricht“, „Notiz“ etc. 17 Blätter nennen sich „Materialdienst“, „Arbeitshilfe“, „Mitarbeiterbrief“, „Dokumentation“ etc. In 13 Fällen besteht der Titel aus einer Abkürzung, hinter der sich meist die herausgebende Organisation verbirgt. Nur 44 Blätter (39 Prozent) erscheinen unter einem echten Titel, der eine Jugendzeitschrift kennzeichnen könnte. Mehr als drei Viertel aller Blätter veröffentlichen überwiegend solche Inhalte, die in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der herausgebenden Organisation stehen; sie berichten also vor allem oder ausschließlich aus dem eigenen Arbeitsbereich. Nur etwa jede vierte Publikation bringt dagegen auch „allgemeine“ Themen aus einem anderen gesellschaftlichen, pädagogischen und politischen Kontext¹⁴.

Zeitschriften, die in dieser Art von Amateurjournalisten gemacht werden, schmoren zu sehr im eigenen Saft, da sie auf fremde Informationsquellen weitgehend verzichten. 67 Redaktionen nannten als Nachrichtenschatz den eigenen Erfahrungsbereich, Informationen durch Mitarbeiter, Verbandsinterna, persönliche Recherchen, Gremien und Publikationen des Verbandes. Offenbar ist es für die meisten evangelischen Jugendzeitschriften, die auf der beschriebenen Eigeninitiative aufbauen, zu kostspielig, regelmäßige Informationsdienste zu abonnieren.

Finanzielle Basis

Die finanziellen Mittel der meisten Blätter sind begrenzt. „Nur sieben der erfaßten Blätter bezeichnen sich als finanziell vollständig autark; acht weitere vermögen zumindest den Löwenanteil ihrer Unkosten (durch Sammelbezieher, Einzelabonnenten oder Anzeigen) selbst zu decken. Die meisten Blätter werden jedoch durch Spenden,

Zuschüsse und Eigenmittel der dahinterstehenden Organisationen finanziert, in 61 Fällen sogar ausschließlich.¹⁵ Die Preisgestaltung ist entsprechend: 65 Publikationen werden im Rahmen der jeweiligen Öffentlichkeitsarbeit zum Nulltarif angeboten, während 22 Titel weniger als zehn Mark im Jahr kosten und die restlichen 25 preislich höher liegen. Da der Vertrieb der meisten evangelischen Jugendzeitschriften über die Bundespost erfolgt, entstehen auch hier erhebliche Kosten.

Auflagen und Formate

Insgesamt erreichten die evangelischen Jugendzeitschriften 1974 die stattliche Auflage von ca. zwei Millionen Exemplaren¹⁶. Die Streuung der Auflagen schwankt zwischen 60 und 31.000. 43 Prozent der erfaßten Blätter erscheinen mit einer Auflage von weniger als 1.000 Exemplaren, 41 Prozent kommen auf 1.000 bis 5.000 Stück und 16 Prozent liegen darüber. Die meisten evangelischen Jugendzeitschriften erscheinen in einem DIN-Format (88 Prozent), 55 Prozent in DIN A 4, 29 Prozent in DIN A 5 und erreichen einen durchschnittlichen Umfang von 20 Seiten¹⁷. Die 113 erfaßten Blätter erschienen 1974 insgesamt 640mal, durchschnittlich also fünf- bis sechsmal pro Jahr. Das Minimum war eine, das Maximum zwölf Ausgaben; eine Wochenzeitschrift oder 14-Tage-Schrift etwa im Stil der früheren „Jungen Stimme“ gibt es nicht mehr. Es existiert keine evangelische Jugendzeitschrift mehr, die noch am Kiosk verkauft wird.

Ausblick

Welche Zukunftsperspektiven ergeben sich für die hier erfaßten 113 Jugendzeitschriften der evangelischen Kirche? Weit mehr als die Hälfte der erfaßten Blätter ist noch keine zehn Jahre alt, während im gleichen Zeitraum der Umfrage zufolge 85 Titel eingestellt oder modifiziert wurden (die Zahl dürfte tatsächlich viel höher liegen, bemerkt Hermann). 17 Blätter erschienen bereits vor dem Zweiten Weltkrieg. Betrachtet man die Genese der evangelischen Jugendpublizistik, so zeigen sich grob folgende Stufen: Vor 1900 entstanden vier Blätter; von 1900 bis 1918 fünf, von 1919 bis 1928 neun, von 1929 bis 1945 keine; von 1946 bis 1955 vierzehn, von 1956 bis 1965 achtzehn; von 1966 bis 1975 sind 59 Neugründungen zu verzeichnen.

Die vorliegende Analyse, besser Bestandsaufnahme der evangelischen Jugendpresse, bestätigt die Tendenz, die Börger bei der Untersuchung der katholischen Jugendpublizistik ebenfalls feststellte — die heutige Situation ist in etwa zu vergleichen mit der unmittelbaren Nachkriegszeit, als neue Jugendzeitschriften wie Pilze aus dem Boden schossen. Schon damals warnten erfahrene Seelsorger vor einer Zersplitterung der Kräfte. An Hinweisen auf die Bedeutung eines bundesweiten Presseorgans fehlte es nicht¹⁸. Die Warnungen wurden damals nicht gehört. Heute steht man der Entwicklung einer bundesweiten konfessionellen Jugendpresse in den verantwortlichen kirchlichen Gremien weitgehend mit Ratlosigkeit gegenüber. Man sieht die politische und gesellschaftliche Bedeutung einer bundesweiten Jugendzeitschrift. Doch wie sollte das Konzept einer künftigen überregionalen Jugendzeitschrift aussehen? Ein solches Blatt hätte nur Marktchancen, wenn es engagiert von den Jugendverbänden mitgetragen würde. Die derzeitige Situation der konfessionellen Jugendpresse ist brisant. Die lokalen und regionalen Informationsblätter stehen auf schwachen Füßen, sie können schnell zusammenbrechen, da ihnen der ausreichende finanzielle Rückhalt weitgehend fehlt. Sie sind abhängig von dem Engagement weniger.

Jürgen Hoeren (Bensberg)

Anmerkungen:

1. Bernd Börger: Eine Schneise durch den Blätterwald der katholischen Jugend — Ein Beitrag zur Bestandsaufnahme konfessioneller Jugendpublizistik in der Bundesrepublik und West-Berlin, Düsseldorf 1975 (als Manuskript vervielfältigt), S. 1.
2. Vgl. Bernd Börger, a. a. O., S. 1.
3. Die Umfrageergebnisse sind im September 1975 in den „Materialien Jugendpresse“ unter dem Titel „Umfrage zur Situation evangelischer Jugendpresse“ veröffentlicht worden. Herausgeber ist die Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in der Bundesrepublik und West-Berlin, Stuttgart. Verantwortlich für die „Materialien Jugendpresse“ zeichnet Gerhard Hermann.
4. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 1.
5. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 1.
6. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 1.
7. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 9.
8. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 6.
9. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 2.
10. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 2.
11. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 3.
12. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 3.
13. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 4.
14. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 4.
15. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 9.
16. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 6.
17. Vgl. Hermann: a. a. O., S. 6.
18. Vgl. Jürgen Hoeren: Die katholische Jugendpresse 1945—1970, Daten und Fakten zur Entwicklung, Münster 1974, S. 5 f. (Reihe „D. I. P.-Informationen“ Nr. 8 des Deutschen Instituts für wissenschaftliche Pädagogik.)

Medienforschung und kirchliche Sendungen

Vorbemerkung

Hier soll der Beitrag der empirischen Sozialforschung zur Beurteilung kirchlicher und religiöser Sendungen im elektronischen Massenmedium Rundfunk untersucht werden, insbesondere auf die Hörfunksendungen im Süddeutschen Rundfunk bezogen. Die Betrachtung der Glaubenssituation und der Bedeutung der Kirchen muß aber der Analyse der spezifisch „süddeutschen Sendungen“ vorausgehen. Das heißt: wenn man das Publikum und seine Reaktionen, sein Interesse und den möglichen Erfolg oder Mißerfolg von „Rundfunkbotschaft“ verstehen will, braucht man präzisiertere Vorstellungen über den religiösen Hintergrund, die „Geisteshaltung“ in der Bevölkerung, an die man sich wendet.

Im wesentlichen soll hier auf die Ergebnisse von Untersuchungen der beiden großen Glaubensgemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland, der Evangelischen und der Katholischen Kirche, verwiesen werden, die in den letzten Jahren den Standort von Glauben und Kirchen beleuchtet haben¹.

Gerade die beiden von Prof. Schmidtchen durchgeführten — sozial-psychologischen — Untersuchungen leisten einen wichtigen Beitrag zur Versachlichung der Diskussion

über die Kirchen und in den Kirchen, was den gesellschaftlichen Stellenwert des Glaubens angeht. Außerdem ermöglicht die Vergleichbarkeit vieler Themenkomplexe, die sowohl von evangelischen als auch von katholischen Christen über ähnliche oder gleiche Fragen aufgeschlossen wurden, eine gute Einsicht in die Gesamtproblematik des Glaubens heute. Selbstverständlich können hier nur einige Feststellungen von wesentlich erscheinender Bedeutung angesprochen werden. Es soll auf andere Quellen wie etwa die von Infratest für den WDR durchgeführte Studie „Religion und Kirche“ (1970) zurückgegriffen werden.

Die Frage nach dem Glauben

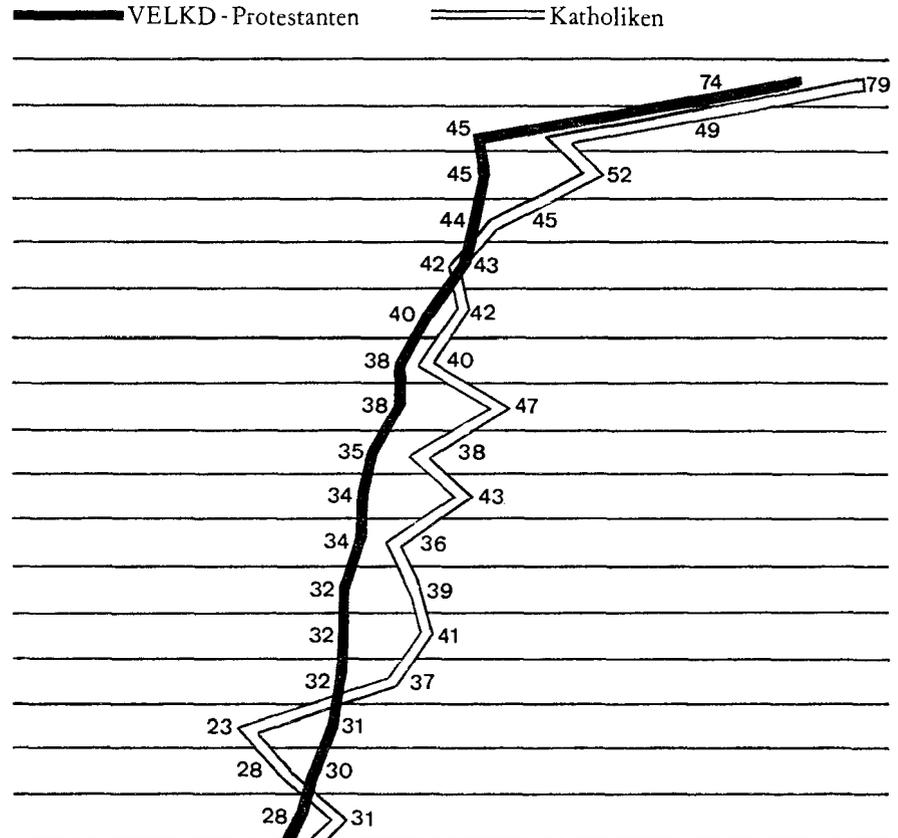
Das Verhältnis zum Glauben und zu den Kirchen ist die zentrale Frage für solche Untersuchungen (die „Gretchenfrage“), gerichtet an unsere „pluralistische Gesellschaft“ bzw. an stellvertretende Mitglieder, die diese Gesellschaft repräsentieren.

Auf die Frage, wieviele Menschen heute gläubig sind, lassen sich sehr verschiedene Antworten finden. Stellt man sie ganz allgemein, also Glaube an Gott oder ein höheres Wesen, dann scheint die überwiegende Mehrheit — etwa in Nordrhein-Westfalen 83 % der Bevölkerung ab 14 Jahren — gläubig zu sein. Doch dieser Glaubensbegriff ist so weit gefaßt, daß er — zumindest theologisch — nicht mehr eindeutig zu interpretieren ist. Besser unterscheidet bei Christen die Frage „Wer war Jesus Christus?“ orthodoxe und symbolische Auffassungen vom Glauben einerseits und Unglauben andererseits. Protestanten meinen zu 32 %, daß Christus Sohn Gottes ist und daß seine Verkündigung von Gottes Wort heute wie damals Gültigkeit hat (= orthodoxe Einstellung), 36 % halten Christus für einen Menschen, dessen Lehren soviel Wahrheit enthalten, daß man sich noch heute nach ihnen richten kann (= symbolische Haltung), und 19 % sagen, Christus sei zwar ein Religionsstifter gewesen, er habe uns heute aber nicht mehr viel zu sagen (Ungläubige). Es wird hiermit deutlich, wie schwierig es ist, eine solche Frage ohne Beschreibung der hinter dem Verhalten, hinter den Einstellungen stehenden Wertsysteme zu beantworten.

Schmidtchen hat versucht, diesen Kontext des Glaubens herauszuarbeiten, indem er eine Vielzahl von Werthaltungen (36 auf Kärtchen gedruckte Werte) nach deren Wichtigkeit bzw. Unwichtigkeit fürs Leben beurteilen ließ und so eine Rangfolge von wichtig bis unwichtig beurteilten Werten für Protestanten und Katholiken herstellte: Das Wertsystem der Christen. Wenn man die Strebungen der Mitglieder der beiden großen Kirchen, die ein derartiges Werte-System beschreiben, einer näheren Betrachtung unterzieht, dann fällt die weitgehende Übereinstimmung beider Konfessionen auf. Das bedeutet, daß die meisten Wertvorstellungen der Christen sich nahezu entsprechen, daß die gesellschaftlichen Ziele ziemlich gleich gesetzt werden. Der höchste Einzelwert ist die Erhaltung des Friedens (s. Schaubild 1), es folgt „Auch bei Schicksalsschlägen den Mut nicht sinken lassen“, „In geordneten Verhältnissen leben“, „Genug Selbstvertrauen haben“, „Immer eine Aufgabe haben, die einen ausfüllt“, „Daß man sich als freier Mensch fühlen kann“, „Verständnis für andere haben“, „Ein guter Mensch sein“, „Das Leben tapfer anpacken“ usw. Selbstverständlich wird bei dieser Aufzählung deutlich, daß eine Vielzahl der genannten Einzelwerte eng zusammengehören, deshalb möchte ich jetzt auf die Darstellung von Wert-Verwandtschaften bzw. Werte-Gruppen übergehen, die Schmidtchen mittels des statistischen Verfahrens der Faktorenanalyse in Basis-Faktoren aufteilt. Danach wurden (für Protestanten) 7 Faktoren getrennt:

Sehr wichtig

- Daß der Friede erhalten bleibt
 Auch bei Schicksalsschlägen den Mut nicht sinken lassen, nicht verzweifeln
 In geordneten Verhältnissen leben
 Genug Selbstvertrauen haben
 Immer eine Aufgabe haben, die mich ausfüllt
 Daß man sich als freier Mensch fühlen kann, möglichst frei u. unabhängig sein
 Verständnis für andere haben
 Ein guter Mensch sein
 Das Leben tapfer anpacken
 Menschen helfen, die in Not geraten
 Vorwärtskommen, es im Leben zu etwas bringen
 Soziale Gerechtigkeit, Verringerung der Einkommensunterschiede
 Ganz für die Familie dasein, das Familienleben über den Beruf stellen
 Daß man an etwas glauben kann, einen Halt hat
 Etwas vom Leben haben
 Immer ausgeglichen sein
 Meine Ruhe, meinen Frieden haben



Daß ich Trost finde, wenn ich traurig und verzweifelt bin

Für Sitte und Ordnung eintreten

Für andere Menschen dasein

Daß man die heutige Welt verstehen kann

Immer an mir selbst arbeiten, nicht selbstzufrieden werden

Mich durchsetzen, auch wenn man dabei hart sein muß

Überflüssige Autoritäten abbauen

Sich immer wieder fragen, ob man sein Leben richtig führt

Keine allzu hohen Anforderungen a. d. Leben stellen, mit wenig zufrieden sein

Einen Beruf haben, in dem man auch für andere Menschen etwas leistet

In einer fortschrittlichen Gesellschaft leben

Nicht nur für heute leben, sondern auch an die Ewigkeit denken

Sympathisch sein, anderen gefallen

Möglichst großer wissenschaftlicher Fortschritt

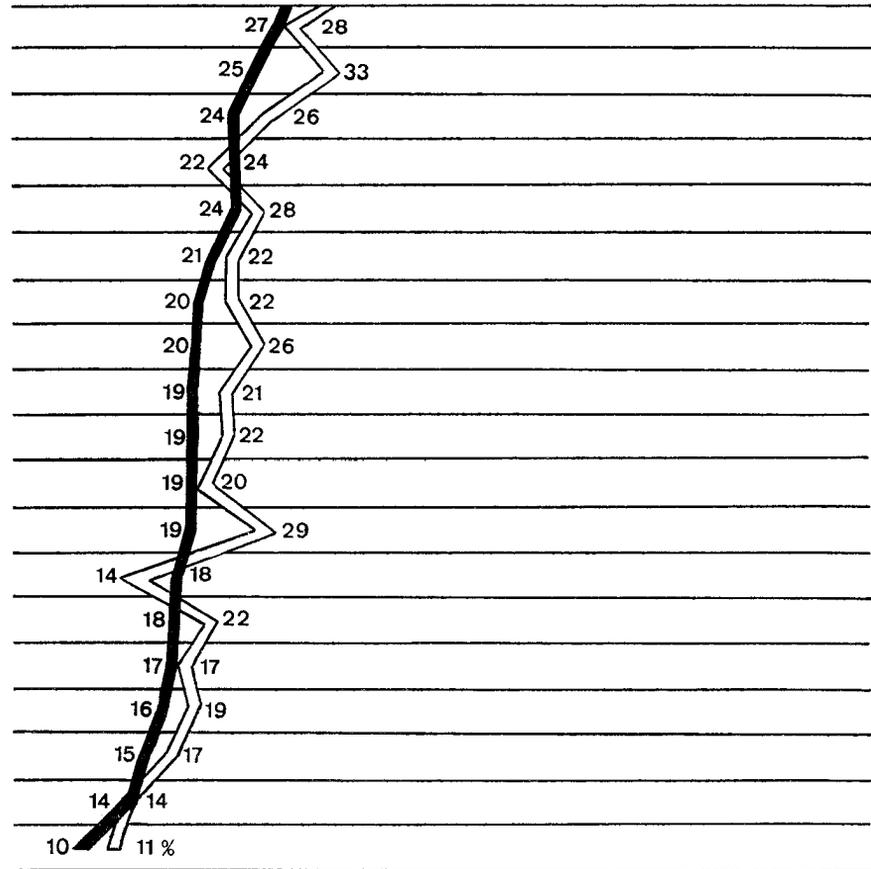
Möglichst frei u. unabhängig in den Beziehungen zum anderen Geschlecht sein

Für eine neue, menschlichere Gesellschaft arbeiten

Für die Gemeinschaft tätig sein

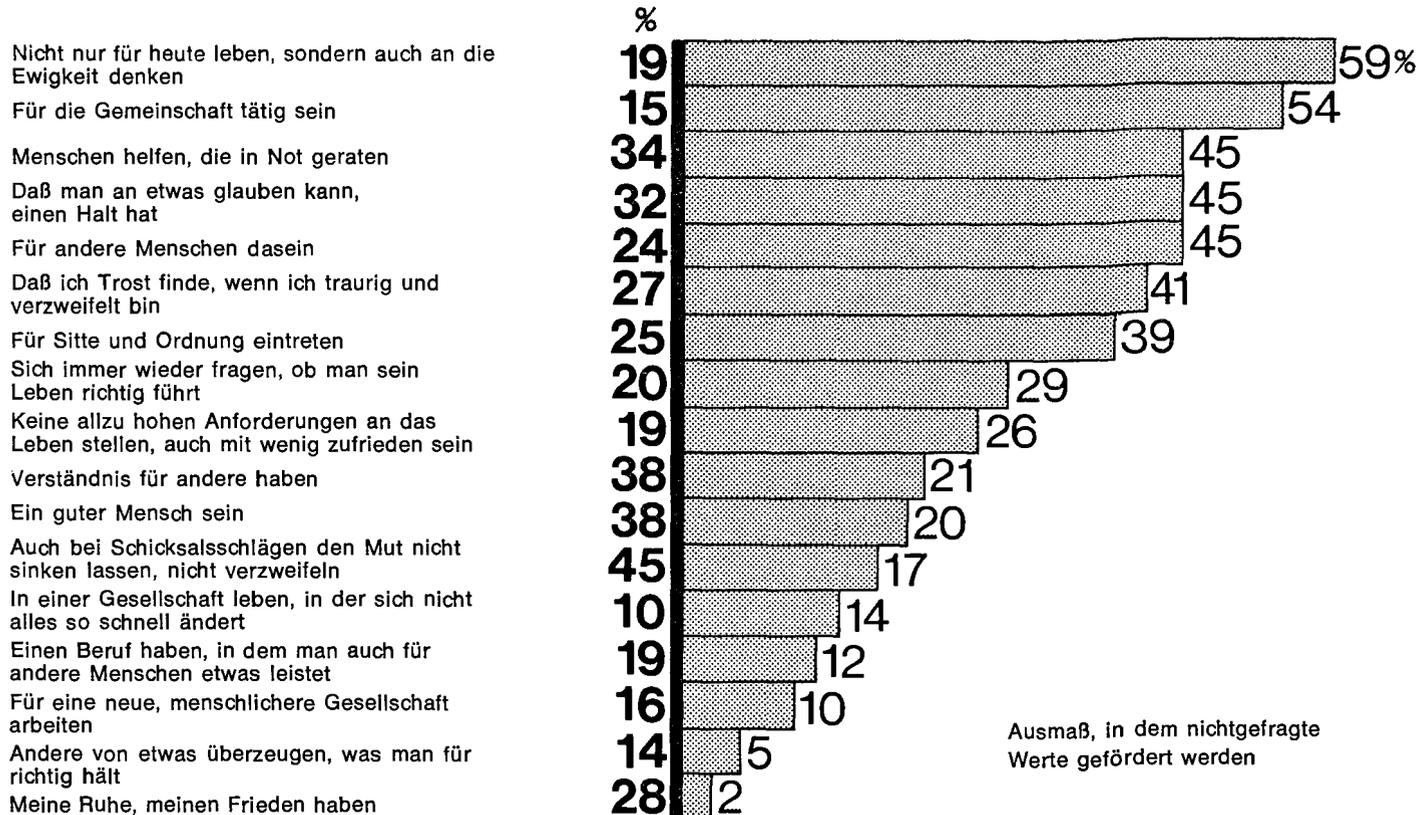
Andere von etwas überzeugen, was man für richtig hält

In einer Gesellschaft leben, in der sich nicht alles so schnell ändert

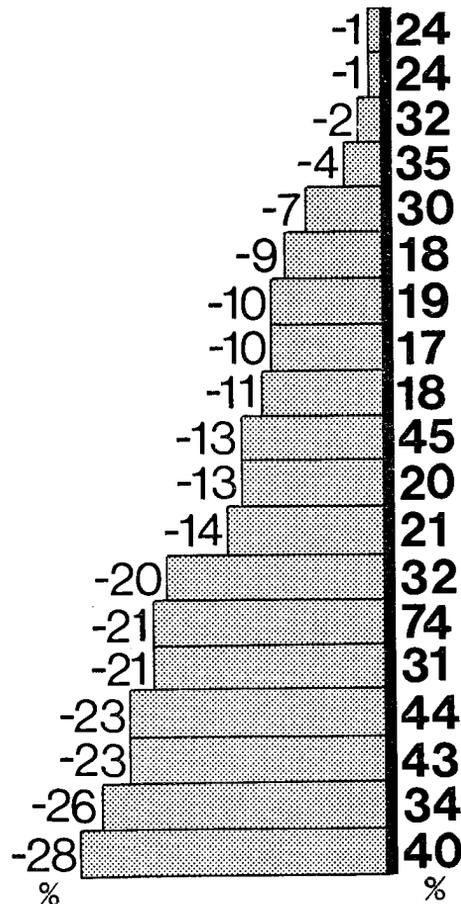


Überschußleistungen und Unterfunktion der Kirche im Vergleich zum heutigen Wertsystem

Schaubild 2



Ausmaß, in dem gefragte Werte
nicht gefördert werden



Daß man die heutige Welt verstehen kann
Immer an mir selbst arbeiten, nicht selbstzufrieden werden
Ganz für die Familie dasein, das Familienleben über den Beruf stellen
Das Leben tapfer anpacken
Immer ausgeglichen sein
Sympathisch sein, anderen gefallen
In einer fortschrittlichen Gesellschaft leben
Möglichst frei und unabhängig in den Beziehungen zum anderen Geschlecht sein
Möglichst großer wissenschaftlicher Fortschritt
In geordneten Verhältnissen leben
Überflüssige Autoritäten abbauen
Mich durchsetzen, auch wenn man dabei hart sein muß
Soziale Gerechtigkeit, Verringerung der Einkommensunterschiede
Daß der Friede erhalten bleibt
Etwas vom Leben haben
Genug Selbstvertrauen haben
Immer eine Aufgabe haben, die mich ausfüllt
Vorwärtskommen, es im Leben zu etwas bringen
Daß man sich als freier Mensch fühlen kann, möglichst frei und unabhängig sein

(Quellenangabe siehe Anmerkung 4 auf Seite 169)

1. Mitmenschlichkeit; 2. Fortschritt und Humanität; 3. Ordnungsbedürfnis und Tendenz zur Stabilisierung; 4. Friede (mit Faktor 3 verwandt); 5. Selbstverwirklichung; 6. Festigkeit durch Glauben; 7. Lebensgenuß ohne Anstrengung.

Bei den Katholiken liegen die Faktoren 3. und 4. Friede und Ordnung direkt beisammen, und Genuß und Glaube erscheinen in umgekehrter Reihenfolge, zudem hat Genuß (als Faktor 3 anstelle von 7) eine geringere Abhängigkeit von den anderen Faktoren als bei Protestanten. Im Gesamten liegen die Werte von Katholiken und Protestanten nahe beieinander.

Einige andere Gruppenunterschiede sind größer. So zeigt sich bei einzelnen Bevölkerungsgruppen eine größere Abweichung von den Mittelwerten als zwischen den Katholiken und Protestanten, insbesondere was die unterschiedlichen Bildungsschichten angeht. Bei beiden Konfessionen zeigen gehobene Schichten gegenüber den einfacher gebildeten größeres Interesse an Gemeinschaftsaufgaben, an einer modernen Gesellschaft und an Selbstverwirklichung (besonders im Beruf), während die formal weniger Gebildeten eher ein ruhiges Dasein im Kreis der Familie suchen.

Ähnliche Differenzen scheinen zwischen den Altersgruppen auf: Die ältere Generation zielt stärker auf Mitmenschlichkeit, Stabilisierung und Glauben, die jüngere auf moderne Gesellschaft, Lebensgenuß und Selbstverwirklichung (: durch Selbstvertrauen, Vorwärtkommen und aggressiv verändernde Durchsetzung). Wesentlich ist, daß ein Vergleich des Wertsystems bei Kirchenbesuchern und der älteren Generation eine beträchtliche Übereinstimmung beider Gruppierungen zeigt.

Die Frage nach der Kirche

Die Aufgabe, die Schmidtchen nach Ermittlung des Wertsystems stellte, war folgende: Sortieren Sie die Kärtchen mit den Werten danach, ob diese von der Kirche gefördert, behindert oder nicht beeinflußt werden! Durch diese Reihenfolge (zuerst Wertesystem, dann Bedeutung der Kirchen für die Werte) vermied Schmidtchen Konditionierungen der Befragten.

Die Gegenüberstellung des Wertsystems der christlichen Bevölkerung zeigt von dem über die Funktion der Kirchen ermittelten starke Abweichungen (s. Schaubild 2). Wenn man die Einstufung „übersetzt“, kann man sagen, daß die Kirchen als tragende Glaubensgemeinschaften für die Werteforderung der Mehrheit stark dysfunktional sind, d. h. einerseits Werte stark herausstellen, die in der christlichen Bevölkerung weniger Bedeutung haben, und andere, die von den Mitgliedern als Lebensziele beschrieben werden, zu wenig fördern oder gar behindern. Bei Einklang von Erwartung und beurteilter Leistung der Kirchen wäre in Schaubild 2 nur die senkrechte Gerade mit den Durchschnittswerten zu sehen, hier aber zeigen sich einerseits unerwünschte Mehr-Leistungen und vermißte, also Minder-Leistungen.

Bei den Katholiken wird der Umfang der gesamten Funktion der Kirche etwas stärker betont als bei den Protestanten; das gilt aber sowohl für die Unterstützung als auch für die Behinderung von erstrebten Zielen ihrer Mitglieder. In der protestantischen Beurteilung ist die Kirche vielfach für die gesellschaftlichen Werte von geringerer Bedeutung.

Man kann nun für jeden Befragten oder für Befragtengruppen die erstrebten Werte mit den jeweils der Kirche zugeschriebenen Funktionen vergleichen und überprüfen, ob die Stellung der Kirche zum Wertesystem kongruent, also übereinstimmend ist, oder ob eine Nicht-Übereinstimmung (Inkongruenz) vorliegt. Weitergehend kann

man Beziehungen zwischen dieser Kongruenz- bzw. Inkongruenzhaltung der Kirche gegenüber und tatsächlichem Handeln ziehen, also etwa die Frage analysieren, welchen Einfluß die Kongruenz/Inkongruenz auf die Partizipation an der kirchlichen Gemeinschaft hat. Es wurde so ermittelt, daß ein starker Zusammenhang zwischen dem Kirchgang und der Kongruenzbeziehung besteht: Wer seine Ziele durch die Kirche gestützt sieht, nimmt häufig am kirchlichen Gemeindeleben teil, wer eher Diskrepanzen hervorhebt, bleibt dem Gottesdienst zumeist fern. Auch eine direkte Frage nach der Bindung an die Kirche bestätigt diese Feststellung: Wertekongruenz wurde durch 85 % überdurchschnittlich starke Bindung bekräftigt. Inkongruenz der Werte hingegen äußert sich in verstärkter Kritik an der Kirche und in der Suche nach einer besseren Gesellschaftsordnung. Es findet eine Verankerung in anderen, in „Gegensystemen“ statt.

Die Bindung an die Kirche wird aber nicht ausschließlich von der festgestellten Gleichheit des Wertsystems abhängig gemacht, sondern es ergeben sich Unterschiede nach Ortsgröße, Kirchenbesuch, Religiosität des Elternhauses und Glaubensstärke.

In einigen Bevölkerungsgruppen ist die Auswirkung von Wert-Diskrepanzen geringer, wird Diskrepanz häufiger ertragen. In Dörfern, bei Kirchgängern, Personen aus religiösen Familien und überzeugten (orthodoxen) Christen etwa wirkt sich das Auseinanderklaffen von eigenen Zielen und der Funktion der Kirche nicht so stark aus wie in den entsprechenden Gegengruppen. Es wurde festgestellt, daß die religiöse Herkunft und die Bindung an die Gemeinde bzw. die Tatsache, daß man den Pfarrer gern hat, auch dann den Kirchgang wahrscheinlich machen, wenn von der Werte-Diskrepanz nur eine geringe oder gar keine Begründung dazu vorliegt. Allgemein gilt jedoch: Wo die Überwindung des Diesseits scheitert (weil die Kirchenbindung schwach ist), wächst das Interesse an einer optimalen Gesellschaftsordnung, und der Schritt, sich politischen Organisationen anzuschließen, liegt nahe.

Wohin die Entwicklung nach Ansicht der Christen weitergeht, kann man aus folgender Frage entnehmen: „Wird der Einfluß der Kirche auf unser Leben zur Zeit größer oder wird er kleiner?“ Die protestantischen und katholischen Christen antworten zu etwa 70 % „der — kirchliche — Einfluß wird kleiner“, zu etwa 5 % „er wird größer“ und zu etwa 15 % „er bleibt gleich“. Fast 10 % können sich nicht entscheiden. Nur etwa 25 % geben an, über die Entwicklung besorgt zu sein.

Die Frage nach dem Christentum

Noch stärker als die oben beschriebene Diskrepanz der Wertsysteme wirkt sich auf die Beurteilung der Glaubenssituation die sogenannte Diskrepanz der Deutungssysteme aus, d. h. die „Weltanschauung“ der Kirche deckt sich nicht mit der derzeitigen gesellschaftlichen. Die Diskrepanz wird durch folgende Aussagen belegt; darum fällt das Glauben schwer:

1. Die Naturwissenschaften erklären die Welt ganz anders als das Christentum (47 %).
2. Die Kirche redet nicht in der Sprache unserer Zeit (44 %).
3. Die Kirchen haben zu oft zu den Herrschenden, Besitzenden, also den Stärkeren gehalten und nicht zu den Schwächeren (44 %).
4. Das Christentum hat versagt, die Menschen sind nicht besser geworden, es gibt immer noch Kriege (44 %).

5. Die Menschen wollen so leben, wie es ihnen Spaß macht und kein schlechtes Gewissen dabei haben (39 %).
6. Die Gegenwart beweist, daß die Menschen auch ohne christlichen Glauben liebenswürdig, ehrlich und pflichtbewußt sind (32 %).
7. Es gibt nur noch sehr wenige gläubige Christen, man ist schon ein halber Außen-seiter, wenn man dazu gehört (29 %).
8. Die Kirche tritt nicht für soziale Gerechtigkeit ein (28 %).

Am wenigsten von Wertesystem-Diskrepanzen, von Unterschieden in der Weltanschauung geprägt, scheint das Verhalten der von Schmidchen sogenannten „Jugendlichen Ritualisten“ zu sein. Er hat hier eine Gruppe Jugendlicher isoliert, die einerseits jeden oder fast jeden Sonntag zur Kirche gehen, die sich aber andererseits weder als gläubige Kirchenmitglieder noch als (orthodoxe) Christgläubige bezeichnen. Offensichtlich handelt es sich hierbei um eine Gruppe, die eingeübte Verhaltensweisen trotz Fehlen des spirituellen Hintergrunds weiter vollziehen. Es sind also nicht — wie ursprünglich erwartet — die älteren, sondern die jüngeren Kirchenmitglieder, die aus reiner Gewohnheit am Gemeindeleben partizipieren und dies in beiden Kirchen. Dies ist gerade beim schwachen Kirchenbesuch dieser Gruppe der Jugendlichen besonders bitter.

Der Gestaltungsauftrag der Kirche im christlichen Leben wird aus dem Forderungs- und Leistungskatalog klar: Man erwartet (Anfang der 70er Jahre!) die Lösung von Drogen-Suchtproblemen, von Problemen der Jugend, die innere Reform der Kirche, während man etwa in einem Eingriff in die Ostpolitik eher ein Zuviel tun der Kirche sieht.

Es drängt sich die Frage auf, was eigentlich ein „christliches Leben“ für die Mitglieder der Kirche bedeutet. Verständnis, Harmonie und Gewaltlosigkeit werden dazu ebenso genannt wie Lebensfreude, Pflichterfüllung und Krankenpflege (jeweils etwa 60—70 %). Der Einsatz für soziale Gerechtigkeit und für die Gemeinde hat weniger Bedeutung, ebenso die Bekämpfung von Angst und das Lesen der Bibel (jeweils etwa 20—30 %).

Bei den Protestanten wurde nach dem Interesse an unterschiedlichen Predigtthemen gefragt; dabei wurde ermittelt, daß als Themen

1. Das Wort Gottes (75 %), 2. Frieden (66 %), 3. Gerechtigkeit auf der Welt (61 %), 4. Sinn des Lebens (58 %), 5. Nächstenliebe (58 %) und 6. Wahrheit (54 %) von der Mehrzahl gewünscht werden, wohingegen die Themen
23. Politische Tagesfragen (— 60 %), 22. Krankheit (— 29 %) und 21. Angst (— 28 %) von mehr Personen abgelehnt als gewünscht werden.

Zusammenfassung der empirischen Ergebnisse

Hier nun eine kurze Zusammenfassung zur Lage von Kirche und Glauben:

- Die Mehrzahl der Christen glaubt an Gott, es fehlt aber vielfach an einer exakten Vorstellung über diesen Gott.
- Nur jeder Dritte glaubt an Christus als Gottessohn.
- Das Wertesystem der Bevölkerung ist weitgehend von der Kirche losgelöst.

- Die Kirche kann für viele nur einen Teil der erstrebten Ziele erreichen, da sie ihre Kraft auf andere Interessen verwendet.
- Wenn die eigenen Ziele von denen der Kirche verschieden sind, bedeutet das normalerweise eine Abkehr von der Kirche.
- Wer andere Werte als die Kirche verfolgt, schließt sich häufig anderen Organisationen an (ohne sogleich aus der Kirche auszutreten).
- Einige Personen bleiben jedoch trotz Wertediskrepanz aktiv in der Partizipation am Gemeindeleben (bzw. Gottesdienst).
- Alles in allem haben die Christen den Eindruck, daß der Einfluß der Kirche zurückgeht.
- Die Mehrheit glaubt aber an ein Weiterbestehen der Kirche über Jahrhunderte.
- Das Deutungssystem, die „Weltanschauung“ der Kirche, wird vielfach nicht mehr als zeitgemäß erachtet; das erschwert den Glauben.
- Man erwartet von der Kirche die Lösung gesellschaftlicher Probleme, aber keinen Eingriff in die Tagespolitik.

Auswirkungen auf kirchliche Sendungen

Die VELKD-Untersuchung gibt auch einige Hinweise zu der Nutzung der kirchlichen Sendungen: Die kirchlichen Morgenfeiern und Gottesdienste am Sonntag hören „regelmäßig“ 6 %, „ab und zu“ 27 % und „seltener“ 30 % (37 % „noch nie“). Bei den regelmäßigen und Ab-und-zu-Hörern zeigt sich ein starker Nutzungsanstieg von der jüngsten bis zur ältesten Altersgruppe. Die Hörer dieser Sendungen halten sie zu 38 % für einen Ersatz des Kirchenbesuchs und zu 58 % nicht. Schmidtchen äußert die Vermutung, daß die Unverbindlichkeit der Rundfunk-Morgenfeier auch einige Christen anzieht, die der Kirche ambivalent gegenüberstehen, die aber etwa unter einem Gewissensdruck stehen. Dafür spricht auch die festgestellte Zahl von 45 % Hörern, die „rein zufällig“ in eine solche Sendung hineingekommen sind. Gründe, solche Sendungen zu hören, sind u. a.: „mal einen Gottesdienst hören“, „wenn man nicht in den Gottesdienst gekommen ist“, „wenn man einen Pfarrer gerne hört“, „weil man sich unwohl fühlt“ oder „krank ist“, aber auch: „weil es nichts anderes im Radio gibt“, „weil es andere hören wollen“, „weil die Kirche zu weit weg ist“.

In der Ifak-Untersuchung für die EKD „Wie stabil ist die Kirche?“ (Hild) wurde die Frequenzfrage für die Nutzung von Hörfunk- und Fernsehsendungen ebenfalls gestellt. Leider sind wegen anderer Antwortvorgaben die Ergebnisse nur schlecht vergleichbar. Nach Hild hörten Gottesdienste (allgemein) im Radio 4 % regelmäßig, 9 % ziemlich häufig, aber nicht regelmäßig, 22 % nur gelegentlich, und 19 % so gut wie nie — 44 % überhaupt nicht. Morgenandachten hörten regelmäßig im Radio 5 %, ziemlich häufig, aber nicht regelmäßig 9 %, 18 % nur gelegentlich, und 18 % so gut wie nie — 47 % überhaupt nicht. Zum Vergleich: Religiöse Sendungen im Fernsehen sehen 3 % regelmäßig, 12 % ziemlich häufig, 35 % gelegentlich, 26 % so gut wie nie, und 18 % überhaupt nicht. Aus den Ifak-Ergebnissen zieht Hild die Schlußfolgerung, daß die erreichten Personengruppen bei den elektronischen Medien kaum andere als die Kirchgänger sind. Er stützt diese Vermutung durch eine Aufschlüsselung der Nutzungszahlen nach der Verbundenheit mit der EKD. 63 % der Personen, die der Kirche sehr verbunden sind, hören und sehen regelmäßig oder ziemlich häufig kirchliche Sendungen. 35 % der Personen mit ziemlicher Verbundenheit zur Kirche ge-

hören ebenfalls zum häufigen Publikum dieser Sendungen. Bei den etwas kirchenverbundenen sind es 19 %, bei den kaum bzw. überhaupt nicht kirchenverbundenen Personen sind es 9 % bzw. 8 %, die wenigstens „ziemlich häufig“ die kirchlichen Sendungen hören und sehen (siehe Hild, S. 83). Hier in Stichworten die Zusammenfassung nach Hild: Die Massenmedien spielen keine spezifische Rolle für die Beziehung zur Kirche, das Medienpublikum entspricht weitgehend den Kirchgängern bzw. ist mit diesen identisch. Die persönliche Kommunikation bestimmt das Verhältnis zur Kirche. Weiter meint Hild, daß technische Vermittlung deshalb für viele problematisch sein könnte.

In der Infratest-Studie für den WDR wird ebenfalls festgestellt, daß Gottesdienstübertragungen und Morgenandachten (und Nachrichten) desto häufiger gehört werden, je stärker die Bindung an die Kirche ist. Selbstverständlich ist die Wahrscheinlichkeit, solche Sendungen zu hören, abhängig von der Hörfunknutzung allgemein. Die redaktionell gestalteten religiösen Informationssendungen haben (in Nordrhein-Westfalen) nur einen Bruchteil der Hörer der recht gut genutzten Gottesdienstübertragungen am Sonntag. Informationen über die Kirche hören 1 % regelmäßig und 5 % gelegentlich. Allerdings muß besonders hervorgehoben werden, daß umgekehrt die Hörer der Informationssendungen Gottesdienste und Morgenandachten überdurchschnittlich häufig einschalten. Die Hörer der Informationssendungen sind in der Regel formal besser gebildet und bereit, ihr aktives Interesse auch diesen Sendungen zu widmen, die oft eine bessere Aufmerksamkeit erfordern als die Übertragungen von kirchlichen Gottesdiensten. Diese werden wohl deshalb von vielen gehört, weil man den traditionellen Ablauf gewohnt ist und normalerweise keine Verständnisschwierigkeiten auftreten.

Nach Gründen befragt, warum Gottesdienstübertragungen gehört werden, ergibt sich im Mittelwert folgendes Bild:

„Wenn ich krank bin oder keine Zeit habe, kann mir eine Gottesdienstübertragung den Gottesdienst ersetzen“ (16 %).

„Die Gottesdienstübertragung gehört für mich zum Sonntag“ (7 %).

„Die Predigt in der Gottesdienstübertragung ist meist besser als die in meiner Kirche“ (7 %. Protestanten: 10 %, Katholiken: 5 %).

68 % hören keine Gottesdienstübertragung. Mit höherem Alter, stärkerer Bindung an die Kirche und geringerer formaler Bildung wachsen die Prozentzahlen jeweils an. Interessant ist, daß ein Drittel nur Gottesdienste der eigenen Kirche hört, und zwei Drittel durchaus auch die der anderen. Wie zu erwarten, ist diese „Liberalität“ jedoch besonders bei den jüngeren Hörern und den weniger stark an die Kirche gebundenen Personen gefunden worden, während die Konfession hier kaum unterschiedliches Verhalten hervorruft.

Die Nutzung religiöser Fernsehsendungen

Besonders die abendlichen Sendungen profitieren dort sehr stark von der Attraktivität des Fernsehens, hier ragt besonders heraus „Das Wort zum Sonntag“ mit 26 % regelmäßigen Zuschauern. Bei Personen mit stärkerer Kirchenbindung und geringerer Bildung liegen die Zuschaueranteile höher. Auch bei Gottesdienstübertragungen (an Feiertagen) läßt sich diese Publikumsverteilung feststellen. Hier fällt auf, daß — etwa wie beim Hörfunk — 7 % regelmäßig und 27 % gelegentlich eingeschaltet haben. Auch „Pfarrer Sommerauer antwortet“ erreicht eine ähnlich große Zuschauer-

gemeinde, nämlich 6 % regelmäßig und 23 % gelegentlich. Bei ihm ist eine wesentliche Unterscheidung vom Durchschnittspublikum nur bezüglich der Stellung zur Kirche zu finden; wiederum haben Kirchnahe mehr Interesse als andere, die Bildungsgruppen sind gleich verteilt.

In der Infratest-Untersuchung zur Nutzung religiöser Fernsehsendungen wird besonders darauf hingewiesen, daß bei der Nutzung der Gottesdienstübertragungen nicht der allgemeine Trend, der Überlauf zum attraktiveren Medium Fernsehen stattgefunden hat. Als vermutlichen Grund dafür nimmt Infratest an, daß das Wort bei solchen Sendungen viel wichtiger ist als die visuelle Information.

Beispiele

„Das Geistliche Wort“ im Südfunk-Programm hat eine durchaus interessante Entwicklung genommen, was die Hörerzahl angeht. Aus den Stichtagbefragungen des IfD Allensbach von 1963 bis 1971 und den Infratest-Untersuchungen zur Hörsituation 1973 und 1974 läßt sich ablesen, daß nach einem gewissen Rückgang 1968 sogar ein prozentualer Zuwachs zu verzeichnen ist.

Mo.—Fr.	1963	1968	1971	1973	1974
Das Geistliche Wort (6.00 Uhr)	10	3	12	16*	18*
Das Geistliche Wort (7.00 Uhr)	14	12	13	25*	22*

* Viertelstundenwert (inkl. Fremdsendungsanteil)

Befragte bis 1971: ab 16 Jahren, 1973 ab 10 Jahren, 1974 ab 14 Jahren.

Selbstverständlich genießt diese Sendung zu beiden Terminen, nämlich 6.05 Uhr und 6.55 Uhr, den großen Vorzug, daß entweder Nachrichten vorangehen oder folgen. Dadurch hat „Das Geistliche Wort“ die Chance, sich einzuschleichen, da Nachrichtensendungen zu den beliebtesten Morgensendungen gehören.

Insgesamt ist der frühe Morgen die optimale Sendezeit im Hörfunk; nur am Mittag erreicht er eine ähnlich große Hörerschaft im Programm Südfunk 1.

Das Geistliche Wort 1974 in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz — Ein Auszug aus einer Sonderzählung der Funkmedienanalyse der ZAW 1974 —.

	Gesamt (ab 14 J.)	Männer	Frauen	14—29 J.	30—49 J.
6.05 Uhr	9,5	9,3	9,7	5,7	13,1
6.55 Uhr	11,9	10,4	13,2	9,0	16,4
	Gesamt (ab 14 J.)	mehr als 49 J.	Volkssch. o. L.	Volkssch. m. L.	
6.05 Uhr	9,5	8,7	10,8	10,2	
6.55 Uhr	11,9	9,7	11,4	12,6	
	Gesamt (ab 14 J.)	Mittelsch.-Univ.	Erwerbstätige		
6.05 Uhr	9,5	7,4	13,0		
6.55 Uhr	11,9	12,4	15,1		

„Das Geistliche Wort“ unterliegt also nicht der Selektion nach Kirchgängern, älteren Leuten und weniger Gebildeten, d. h. nach den stärkeren Gottesdienstbesuchern, sondern offensichtlich ist der Tagesablauf bzw. der Zeitpunkt des individuellen Tagesanbruchs der wesentliche Faktor. Es sind nämlich die Erwerbstätigen (besonders stark in der Altersgruppe 30—49 Jahre vertreten), die um diese Zeit Südfunk 1 hören. Die jungen Leute (14—29 Jahre) schlafen entweder noch oder hören auch andere, zum großen Teil Musik-Sendungen. Um 6.05 Uhr sind auch die Personen mit höherer formaler Bildung unterrepräsentiert. Wenn man sich die zusammen etwa 1.700.000 (19 %) Hörer der beiden Sendungen des „Geistlichen Wortes“ in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz vorstellt, die um diese Zeit nebenbei frühstücken (um 6.00 Uhr 11 %, um 7.00 Uhr 21 %), Hausarbeiten erledigen (10/17 %) oder noch ein wenig Verschnaufpause haben („Freizeit“: 8/11 %), hat man vielleicht einen Eindruck von der Hektik und Verschlafenheit (von den Nichthörern nebenan schlafen noch 67 bzw. 36 %), in die hinein dieses „geistliche Wort“ getragen wird. Andererseits kann man davon ausgehen, daß das Einschalten des Radios sehr gewohnheitsgemäß und deshalb wohl von Montag bis Freitag mit großer Regelmäßigkeit vorgenommen wird, aber auch davon, daß es schon zur lieben Gewohnheit geworden sein kann, nicht so genau hinzuhören, wenn nicht durch Inhalt und Sprache Interesse erregt wird. Selbstverständlich dürfte es sein, daß komplizierte Satzgebilde hier fehl am Platze sind, da sie entweder gar nicht oder mißverstanden werden — was viel schlimmer sein kann.

Folgerungen

Wenn man die Erkenntnisse der oben angeführten „Hintergrunduntersuchungen“ hinzunimmt, die die Glaubenshaltung der Bevölkerung beschreiben, muß man sich in etwa folgende Einstellungen vorstellen, die das Zuhören außerdem beeinflussen:

1. Die Mehrzahl der Hörer glaubt nur, daß es Gott gibt, nicht aber an Jesus Christus als Gottes Sohn.
2. Das Wertesystem ist weit von dem entfernt, was der Kirche an Werthaltung zugeschrieben wird („Werteinkongruenz“).
3. Die gesamte Weltanschauung der Zuhörer, ihr Deutungssystem der Vorgänge auf der Welt, ist wenig von Kirche und Glauben bestimmt.

Wenn die Hörer durch die „Geistlichen Worte“ auf die Diskrepanzen deutlich hingewiesen werden, ist eher ein „Weghören“ als eine Hinwendung zu dem, was da gesagt wird, zu erwarten. Interesse ist jedoch durch Anknüpfung an gemeinsame Ziele und Vorstellungen zu wecken. Ganz ähnlich liegen die Hintergrundwirkungen auch bei den übrigen religiösen und kirchlichen Sendungen, wenn auch am Morgen die Empfindlichkeit gegenüber Dissonanzen besonders groß sein dürfte. Ein Wort am Morgen sollte eher stützen als mahnen.

Für das derzeitige sonntägliche Sendeschema liegt keine Hörfunkuntersuchung vor. Soweit die Sendetermine gleich geblieben sind, ist in etwa das gültig, was IfD Allensbach 1971 ermittelt hat: Vor 8 Uhr wird Südfunk 1 nicht sehr stark gehört, etwa 1 %, nach den 8-Uhr-Nachrichten werden etwa 4 % erreicht und nach 9 Uhr etwa 5 % (ab 16 Jahren).

Alle religiösen und kirchlichen Sendungen in Südfunk 2 können mit den üblichen demographischen Umfragemethoden nicht überzeugend beschrieben werden. So

findet etwa die Krankensendung am Mittwoch um 9.30 Uhr ca. bis 1 % Hörer, die man natürlich nicht sehr gut nach Alter, Geschlecht oder Schulbildung aufschlüsseln kann. Ähnlich steht es um die redaktionellen Beiträge von Kirche und Gesellschaft, angefangen mit dem Tagesbeginn in Südfunk 2 und weitergeführt z. B. mit der Dienstagsredaktion, die alle nicht in die Region des Greifbaren gelangen, was die Größe der Hörerzahl angeht (also über 100.000 im Sendegebiet), es sei denn, man würde entweder mehr Personen befragen (was wesentlich höhere Kosten verursachen würde) oder Spezialuntersuchungen durchführen, etwa in Zusammenarbeit mit den Kirchen oder ihren Organisationen.

Über die redaktionell gestalteten Sendungen kann inhaltlich gesagt werden, welche Wünsche die Hörer haben (WDR-Studie von Infratest). Der Nachteil von den Antwortvorgaben ist jedoch, daß sie ziemlich zeitspezifisch waren: Tagesaktuelle Themen waren als Reizworte in aller Munde und wurden deshalb auch hier genannt, wenn gleich Schmidchen in seinen Untersuchungen feststellte, daß die Mehrheit der Ansicht ist, daß die Kirche sich aus der Tagespolitik heraushalten sollte. Die Hauptthemen waren 1970 „die Rolle des Priesters oder Pfarrers“ (also Zölibat u. ä.) mit 24 % Nennungen und Fragen von „Kirche und Justiz“ (so das Scheidungsrecht) mit 18 %; darüber sollte also „Kirche und Gesellschaft“ berichten; es folgten mit 9 % christliche Theologie — kritisch gesehen, 8 % Berichte über Kirchentage, Synoden u. ä. und mit je 5 % Fragen zur Liturgie, Kirche im Ausland und nichtchristliche Religionen. Über die Aufgaben der kirchlichen Sendungen meinen die Befragten in NRW, daß sachliche Information über religiöse und kirchliche Fragen das Wichtigste ist (51 %), 41 % nannten die Verkündigung von Gottes Wort, 34 % Lebenshilfe und moralische Unterstützung².

Michael Buß (Stuttgart)

Anmerkungen:

1. Gerhard Schmidchen: Zwischen Kirche und Gesellschaft, Forschungsbericht über die Umfragen zur Gemeinsamen Synode der Bistümer in der BRD. Freiburg 1972; ders.: Gottesdienst in einer rationalen Welt, Religionssoziologische Untersuchung im Bereich der VELKD. München 1973; H. Hild (Hrsg.): Wie stabil ist die Kirche? Empirische Untersuchung der EKD. Gelnhausen 1974.
2. Diese und weitere Themen — für verschiedene demographische Gruppen — kann man aus Tab. 23, Infratest, entnehmen. Zwei weitere Tabellen sind einer Zusatzauswertung der ZAW — FMA entnommen: die Nutzung der wichtigsten Sender in unserem Sendegebiet in 1/4 Stunden-Abschnitten. ZAW = Zentralaussschuß der Werbewirtschaft.
3. Quelle für Schaubild 1: Protestanten und Katholiken referieren ihr Wertesystem, S. 158 u. 159: Gottesdienst in einer rationalen Welt, Religionssoziologische Untersuchung im Bereich der VELKD, Gerhard Schmidchen in Verbindung mit Institut für Demoskopie Allensbach. Calwer, Stuttgart, und Herder, Freiburg, Copyright Calwer Stuttgart 1973, dort Schaubild 2, Seite 6 u. 7.
4. Quelle für Schaubild 2: Überschulleistungen und Unterfunktion der Kirche im Vergleich zum heutigen Wertesystem: Gottesdienst in einer rationalen Welt, Religionssoziologische Untersuchung im Bereich der VELKD, Gerhard Schmidchen mit Institut für Demoskopie Allensbach. Calwer, Stuttgart, und Herder, Freiburg, Copyright Calwer Stuttgart 1973, Schaubild 7, Seite 18 u. 19.

Gewalt im Fernsehen

Michael Kunczik, Jahrgang 1945, zur Zeit Akademischer Rat an der Abteilung Bonn der Pädagogischen Hochschule Rheinland, promovierte mit einer Studie zum Thema „Gewalt im Fernsehen“¹ zum Dr. rer. pol. bei den Professoren Silbermann und König. In der Erwartung, die gängige These bestätigt zu finden, daß Gewaltdarstellungen im Fernsehen zu erhöhter Kriminalität und Aggressivität in der Gesellschaft führten, machte sich Kunczik auf die Suche nach den empirischen Beweisen für diese Hypothese. In mühsamer Kleinarbeit trug er eine Unzahl von Studien, vor allem aus dem Gebiet der Sozialpsychologie, zusammen, die sich direkt oder indirekt mit den Wirkungen gewalttätiger Szenen im Fernsehen befassen.

Um es vorweg zu sagen: Dabei ist ein mutiges, verblüffendes und zuweilen ärgerliches Buch entstanden. Es gehört zunächst Mut dazu, eine so vielseitige Materie, über die bislang nicht gerade wenig geschrieben worden ist, überhaupt anzugehen. Der Autor hat sich dieser Aufgabe sodann mit verblüffendem Fleiß entledigt. Das sieht man schon am Verzeichnis der verwendeten Literatur, das 130 (von insgesamt knapp 830) Seiten und rund 1.300 Titel umfaßt. Das Prädikat „Fleiß“ soll jedoch keineswegs bedeuten, daß Kunczik ein Mangel an synthetischer und kritischer Kraft anzukreiden wäre. Er beschränkt sich nämlich nicht auf einen bloßen Bericht über die einschlägigen Forschungen; vielmehr prüft er jedes Experiment unter methodisch-formaler und unter inhaltlicher Rücksicht. Vor allem unterscheidet er genau zwischen den erhaltenen Daten und deren Interpretation. — Die Ärgerlichkeiten des Buches sollen nicht höflich verschwiegen werden. Dem Autor selber sind manche Schwierigkeiten seines Stils anzukreiden: Bis sich der Leser an nicht seltene Verschachtelungen gewöhnt hat, muß er zuweilen mehrere Male nachlesen, um einen Inhalt zu verstehen. Vom Verlag hätte man eine sorgfältigere Redaktion erwarten können, zumal das Buch nicht gerade billig ist. Viele Schreibfehler und Fehler in der Zeichensetzung hätten schon bei nochmaligem Gegenlesen vermieden werden können. Wenn sich ein des Englischen unkundiger Leser an die Lektüre dieses von der Sache her nicht einfachen Textes macht, stolpert er unter Umständen über englische Zitate im Text, die nur gelegentlich deutsch resümiert werden.

Nach einer Einleitung, in der kurz der Diskussionsgegenstand und die Ebene der Diskussion definiert werden, versucht der Autor im ersten Kapitel eine Klärung der Begriffe Aggression (Aggressivität — Gewalt — Konflikt). Schon an dieser Stelle zeigt sich, daß in der Diskussion über Gewalt im Fernsehen häufig allzu simplifizierend argumentiert wird. Kunczik kommt zu dem Schluß, daß violente Akte im Fernsehprogramm, rein als solche und isoliert gesehen, noch wenig aussagen, da äußerlich identische violente Akte völlig unterschiedlichen Konfliktkonstellationen entspringen können (94). Im Blick auf Autoren wie Heinrichs (der auch an anderen Stellen des Buches lebhaften Widerspruch erfährt: 521 und 539), bemerkt Kunczik, die Quantität der gezeigten Gewalt, also etwa die Anzahl der pro Sendestunden abgefeuerten Schüsse, sei für die zu erwartenden Wirkungen nicht von zentraler Bedeutung (94 ff.). — In den Kapiteln zwei bis fünf diskutiert Kunczik nacheinander die gängigen Thesen, die zur Erklärung der Auswirkungen von Gewaltdarstellungen in Fernsehprogrammen herangezogen werden. Im zweiten Kapitel diskutiert er die These, nach der emotionale Sensitivität abgestumpft wird mit der Folge, daß sich

der Zuschauer an Gewalt gewöhnt (Habitualisierung). Hier nimmt der Autor schon einige Begriffe vorweg, die später im Zusammenhang mit dem Beobachtungslernen (Kap. 5) noch ausführlicher behandelt werden: Modellverhalten, Identifikation, Imitation, empathische Reaktion. Eine Habitualisierung im Sinne einer ständigen Abnahme der Intensität emotionaler Erregung aufgrund mehrmaligen Sehens gewalttätiger Filmszenen ist experimentell von mehreren Autoren belegt. Sie ist nach Kunczik ein Indiz für einen langfristig erfolgreich arbeitenden Anpassungsmechanismus, und wenn eine solche Habitualisierung nicht eintritt, so scheint ihm das auf mangelhafte adaptive Fähigkeiten hinzudeuten. Er wendet sich dagegen, daß man die Abnahme der Intensität der emotionalen Reaktionen aufgrund von Gewaltdarstellungen so interpretiert, daß schließlich aggressive Reaktion gegenüber Gewaltanwendungen überhaupt ausbleibt. Dies ist eine weder empirisch noch theoretisch zu begründende Gleichsetzung von emotionaler Reaktion und Verhaltenstendenzen. Die (von Berger herausgearbeitete) kognitive Strukturierung der wahrgenommenen Situation ist für das Auftreten empathischer Reaktionen zentral; denn kognitive Faktoren können den emotionalen Zustand determinieren (125).

Kunczik meint, eine durch das mehrmalige Ansehen violenter Fernsehsendungen erfolgende Abnahme der Intensität der emotionalen Reaktion könne ihre Ursache durchaus in einem einer Intellektualisierung vergleichbaren Prozeß haben. Zwischen der durch physiologische Messungen erfolgten Feststellung, daß die Intensität der emotionalen Reaktion auf Gewaltdarstellungen abgenommen hat, und der Behauptung einer Habitualisierung liegt ein weites Feld der Interpretation. Festzuhalten ist auf jeden Fall der Hinweis des Autors, daß mit einer emotionalen Gewöhnung noch lange keine Reduktion der Bereitschaft zu aggressivem Verhalten gegeben ist. Schon die emotionale Erregung beim ersten Sehen einer Gewaltszene muß nicht unbedingt auf eine dem Stimulus Gewalt zugeschriebene Fähigkeit begründet sein, emotionale Erregung zu bewirken; diese kann einfach eine Folge von Überraschung sein. Im übrigen geht Kunczik gegen ein Mißverständnis der Habitualisierungsthese an, nach der Mediengewalt eine Reduktion der aggressiven Emotionen und Verhaltenstendenzen zur Folge hätte (so H. Kellner und I. Horn). Habitualisierung heißt, daß aufgrund erfolgter Gewöhnung an Gewalt die Bereitschaft steigt, selbst aggressives Verhalten zu zeigen (134).

Überlegungen zur Katharsisthese führen im dritten Kapitel zu dem Schluß: Die Mehrzahl der empirischen Befunde lassen sich ohne weiteres im Sinne einer Aktivierung von Hemmungstendenzen interpretieren. Wenn also emotional erregte Versuchspersonen eine Aggressivitätsabnahme zeigen, wenn sie direkt oder stellvertretend auf dem Wege des Ansehens von Gewaltdarstellungen im Fernsehen an aggressiven Aktivitäten teilnehmen, so ist dies keineswegs allein und in jedem Falle auf eine kathartische Reduktion des Aggressionstriebes zurückzuführen. Eine Variante der Katharsisthese, die das Auftreten kathartischer Effekte als abhängig vom Vorliegen emotionaler Erregung ansieht, ist für Kunczik eindeutig durch Studien widerlegt, in denen eine Teilnahme an aggressiven Aktivitäten bei emotional erregten Versuchspersonen die Wahrscheinlichkeit erhöht, daß nachfolgend Aggression auftritt. — In seiner Ablehnung einer Triebkonzeption, verwendet im Zusammenhang der Katharsisthese, bestärken ihn Untersuchungen zu Berkowitz' Hypothese einer „Tendenz zur Vollendung“ (209 ff.); die empirische Evidenz der sog. „cognitive support hypothesis“ bestreitet er mit guten Gründen. Diese nimmt an, daß aufgrund einer kognitiven Unterstützung der Fähigkeit bestimmter Rezipienten, die Befriedi-

gung unmittelbarer aggressiver Bedürfnisse hinauszuschieben und sie somit zu kontrollieren, die Wahrscheinlichkeit des Auftretens nachfolgender manifester Aggressionen durch das Ansehen violenter Unterhaltungssendungen im Fernsehen verringert wird.

Im vierten Kapitel erörtert der Verfasser unter dem Titel „Wisconsin Studies“ die von Berkowitz und seinen Mitarbeitern bzw. die in Anlehnung an das von ihnen benutzte Forschungsparadigma durchgeführten Studien: Inwieweit ist es gerechtfertigt, aus den mit Hilfe dieses Paradigmas erhaltenen Ergebnissen zu schließen, das Ansehen bestimmter im Fernsehen gezeigter Gewaltakte führe bei der Erfüllung bestimmter Bedingungen zu einer Zunahme aggressiven Verhaltens? Nach sorgfältiger Abwägung aller Ergebnisse kommt Kunczik zu dem Schluß, daß sie — gegen die Absicht der Autoren — darauf hinweisen, daß sich die Aggressivität *nicht* steigert. Er bezweifelt nicht nur die Aussagekraft der in diesen Studien benutzten Aggressivitätsindizes, sondern verweist auch auf die Tatsache, daß im Rahmen dieser Experimente selbst die aggressiven Probanden nach dem Ansehen der violenten Filmszene immer noch weniger Elektroschocks an ihren „Frustrator“ austeilten, als dieser ihnen zuvor „zur Verärgerung“ erteilt hatte. Unter methodischer Rücksicht ist zudem festzustellen, daß es unklar bleibt, wie die den Wisconsin Studies zugrundeliegende Variante der Frustrations-Aggressions-Hypothese falsifiziert werden kann.

Im ersten Teil des fünften Kapitels (Lernen aus gewalttätigen Medieninhalten) geht die Studie über die bisher behandelten kurzfristigen Wirkungen hinaus und wendet sich im Anschluß vor allen Dingen an die Konzeption Banduras („Observational Learning“) der Bedeutung von Lernprozessen bei der Vermittlung gewalttätiger Medieninhalte zu. Kunczik bemängelt, daß Bandura seine Experimente mit sehr jungen und zudem nicht repräsentativen Probanden in der für sie unbekanntesten Laborsituation durchgeführt hat, wobei er sehr spezifische Aggressionsmaße verwendete. Aus den von Bandura vorgelegten Daten geht nicht hervor, daß das gegebene Wertesystem der Rezipienten durch die Beobachtung devianter Fernsehmodelle ausgeschaltet worden wäre. Er kann die Ansicht der Autoren nicht teilen, daß violente Medieninhalte zum Entstehen violenten Verhaltens wesentlich beitragen. Außerdem bestehe die Möglichkeit, daß eine Ähnlichkeit zwischen dem aggressiven Modellverhalten und dem Verhalten der Beobachter ihre Ursache weniger in Lernprozessen finde als im Umfeld des Handelns, das die Wahrscheinlichkeit des Auftretens der gezeigten Verhaltensweisen erhöhe.

Im zweiten Teil des fünften Kapitels geht Kunczik dann auf Fragen ein, die Forschungsaufgaben für die Zukunft stellen. Ein nachweisbarer Einfluß im Fernsehen beobachteter aggressiver Modelle auf das Verhalten der Rezipienten ist bislang nur im isolierten Kontext des Laboratoriums bei im Durchschnitt recht jungen Probanden gelungen. Dabei sind die gemessenen Wirkungen im allgemeinen extrem kurzfristiger Natur. Belege für eine Beeinflussung des Verhaltens nach dem Verlassen des Labors liegen nicht vor. Feldstudien weisen im Gegensatz zu den Laborexperimenten nicht auf Konsequenzen des Ansehens violenter Fernsehsendungen hin, die sich im Verhalten äußerten. Kunczik führt das auf das Fehlen sozialer Kontrolle bei der Laborsituation hin. Ferner wird im Labor meist nur ein sehr kurzer Stimulusfilm einmal gezeigt. Kumulative Wirkungen, also solche Wirkungen, die sich etwa in graduellen Einstellungsänderungen äußern könnten, werden vielfach von der Versuchsordnung her gar nicht zu erfassen versucht. Der zuletzt angesprochenen Frage wendet sich dann der Autor unter folgenden Aspekten zu: Eskapistischer Mediengebrauch (535 ff.)

(worin er u. a. mit dem Vorurteil aufräumt, hoher Fernsehkonsum mache Kinder passiv; es sei vielmehr so, daß Passivität zu ausgedehntem Fernsehkonsum führe), Elemente der Zuwendung zu den Medien und der Programmselektion (Uses and Gratification Approach), Aufmerksamkeit und unbewusstes Lernen, Abhängigkeit selektiver Perzeption von Lernprozessen, Selbstbewußtsein und Beeinflußbarkeit durch Modelle.

Kunczik möchte einerseits eine besondere Beeinflußbarkeit durch violente Fernseh-inhalte in gewissen Phasen der Persönlichkeitsentwicklung (Adoleszenz) nicht ausschließen, doch scheint ihm andererseits ein kumulativer Erfahrungsprozeß mit violenten Medieninhalten für die Persönlichkeitsentwicklung entscheidender zu sein als ein altersspezifisch gebundener Lernprozeß (567). Der Verfasser untersucht ferner die Frage, ob es bestimmte Gruppen gibt, die sich mit Vorliebe violenten Medieninhalten zuwenden. Auch hier räumt er auf der Grundlage empirischer Untersuchungen manches Vorurteil aus dem Weg, z. B. die Meinung, Unterschichtangehörige würden nur deshalb viel fernsehen, weil ihnen keine anderen Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung offenstünden. Vielmehr scheint ein hoher Fernsehkonsum vielfach mit einem größeren Interesse an anderen Freizeitaktivitäten, d. h. sozialer Partizipation, verbunden zu sein. Ein hoher Fernsehkonsum kann offensichtlich nicht ohne nähere Spezifizierungen als Indikator für eine Wirklichkeitsflucht interpretiert werden (573). Silbermann folgend, sieht Kunczik die wahrscheinlichste Wirkung des Fernsehens in einer Verstärkerwirkung bereits vorhandener Meinungen, Haltungen und Attitüden. *Gewaltdarstellungen wird deswegen nicht aus sich, sondern im Rahmen dieser generellen Funktion von Medieninhalten überhaupt die Fähigkeit zugebilligt, schon existierende aggressive Neigungen zu aktivieren.* In Bereichen, über die klar gefügte normative Vorstellungen bestehen, gibt es keinen negativen Einfluß des Konsums violenter Medieninhalte (625). Übrigens liegt im Zusammenhang mit der Analyse kumulativer Effekte des Konsums violenter Fernsehsendungen bislang erst eine langfristig angelegte Studie vor (Lefkowitz u. a.), die aber strengen methodischen Ansprüchen nicht genügt.

Im letzten, sechsten Kapitel (Kriminalsoziologische Konzepte), kommt Kunczik zu dem Schluß, daß die Aussage, Fernsehgewalt hätte lediglich auf Kinder und Jugendliche aus bestimmten sozialen Milieus und mit gewissen aggressiven Prädispositionen einen negativen Einfluß, sei zu ungenau. Außer bei mehr oder weniger pathologischen isolierten Individuen seien solche Einflüsse nicht zu erwarten. Kunczik hält deswegen die Forderung nach einer weitergehenden Zensur der Fernsehprogramme nicht für begründet. Es bestehe die Gefahr, daß diese Forderung eine Eigendynamik entwickle. Der Verweis auf die Gefahr massenmedialer Gewaltdarstellungen könne delinquente Personen dazu führen, ihre Verantwortung auf diese Gewaltdarstellungen abzuschieben. „Im Grunde lenkt die einseitige Ausrichtung der Diskussion auf die im Fernsehen gezeigten Brutalitäten davon ab, daß Gewalt außer bei pathologischen Individuen ihre Ursachen in medienexternen Faktoren findet“ (696).

Die Bedeutung dieser Arbeit von Kunczik liegt weniger im Bereich der Ergebnisse insgesamt, die wenigstens den Fachleuten mehr oder weniger geläufig sind. Wertvoll ist hingegen die Bewertung der einschlägigen Experimente unter theoretischen und methodischen Gesichtspunkten. Eine Breitenwirkung dürfte das Buch schon allein aufgrund des Umfangs und der eingangs geschilderten Umstände kaum erzielen, obwohl sie angesichts populärer, publikumswirksamer Pseudoargumente wünschenswert wäre.

Das Buch ist in seinen Argumenten umso ernster zu nehmen, als der Autor von den Fernsehanstalten unabhängig ist. Daß die Erforschung des Gewaltphänomens in der Gesellschaft dringender als bisher betrieben werden muß, ist eine Schlußfolgerung, die man abschließend ziehen muß. Der Alibi-Charakter lauter Vorwürfe an die Adresse des Fernsehens dürfte jedenfalls jedem bewußt werden, der Kuncziks Buch gelesen hat.

Wolfgang Wunden (Stuttgart)

Anmerkung:

1. Michael Kunczik: Gewalt im Fernsehen. Eine Analyse der potentiell kriminogenen Effekte. Köln 1975. 827 Seiten.

DOKUMENTATIONSHINWEISE

Bishop John J. Njenga: Social Communications as means of Evangelization. Ansprache bei der Generalversammlung des Symposiums der Bischofskonferenzen Afrikas und

Madagaskars (SECAM) vom 22. bis 28. September 1975 in Cavaletti, Grottaferrata. In: „AMECEA Documentation Service“, Nairobi, No. 12/75/1 (December 9th 1975).

CHRONIK · CHRONIK · CHRONIK

Innerhalb der geographischen Ordnung gilt grundsätzlich folgende Reihenfolge: a) allgemeine Publizistik, b) Presse, c) Hörfunk, d) Sehtfunk, e) Film, f) sonstige Gebiete (Meinungsforschung, Werbung etc.)

AFRIKA

ÄTHIOPIEN

Ein „Newsletter“ wird seit Oktober 1975 vom Informationsdienst der evangelischen Mekane Yesus Kirche unter der Verantwortung von Karl Johan Lundstrom und Rev. Yonas Deressa veröffentlicht.

BOTSUANA

Eine Arbeitstagung für Autoren des Artikel-Dienstes „Africa Acts“ der Allafrikanischen Kirchenkonferenz hielt der Chefredakteur dieses Dienstes Norman Hart (Nairobi) Anfang September 1975 in Gaborone ab. Bei der fünftägigen Konferenz wurden auch Fragen der Rundfunkarbeit behandelt.

ELFENBEINKÜSTE

Die nationale Kommunikationskonferenz der katholischen Kirche des Landes, zu der Vertreter jeder Diözese gehören, hielt im Dezember 1975 in Bonaké ihre Versammlung unter dem Vorsitz von Msgr. Agré, dem Kommunikationsverantwortlichen der Bischofskonferenz, ab. Diskussionspunkte waren u. a. die bisherigen Ergebnisse einer Befragung über religiösen Hörfunk und die Feier des Weltkommunikationstages, der am 16. November 1975 begangen worden war. 1976 ist die Feier dieses Tages für den 14. März vorgesehen. Nach Aussage des katholischen Rundfunkbeauftragten des Landes, P. Antony Kakou, entschied man sich in der Hörfunkproduktion vorrangig für Verkündigungs- und Informationsprogramme.

Eine Unda-Arbeitstagung für die katholischen Rundfunkverantwortlichen der Elfen-

beinküste, Togos und Malis fand vom 8. bis 12. Dezember 1975 in Yopougon bei Abidjan statt. Den Vorsitz bei der Konferenz führte Bischof Agré von Man, der Kommunikationsverantwortliche der Bischofskonferenz der Elfenbeinküste.

KAMERUN

„Das Evangelium in afrikanischen Bildern“ war das Thema einer Werkwoche, die Anfang Januar 1976 in Ndjinglia in der Diözese Marona-Mokolo unter Leitung von P. Francis Vidil stattfand. P. Vidil arbeitet seit zehn Jahren an der bildlichen Darstellung der Frohen Botschaft durch traditionelle afrikanische Kunst.

KENIA

Die Allafrikanische Kirchenkonferenz in Nairobi gliederte im Herbst 1975 ihrer Informationsabteilung eine Produktionsabteilung für Film und AV-Mittel sowie zur Herstellung von Hörfunkprogrammen an. Die Abteilung leitet Frau Elisabeth Aokwenje. In Zusammenarbeit mit dem staatlichen Fernsehen, „Voice of Kenia“, soll u. a. zunächst ein wöchentlich 30minütiges Fernsehprogramm erstellt werden.

Ein ökumenisches Filmfestival wurde während der Generalversammlung des Weltrats der Kirchen vom 24. November bis 6. Dezember 1975 in Nairobi abgehalten. Das Festival wurde bestritten mit einem Informationsprogramm, bei dem 70 Filme gezeigt wurden, der Internationalen Film-Woche Nairobi und einer Retrospektive auf den klassischen französischen Film von 1935 bis 1975. Für das Festival verantwortlich

waren John Taylor (Genf) und Jan Hes (Interfilm, Hilversum).

AMERIKA

RUANDA

Situation und Probleme der kirchlichen Presse des Landes waren im November 1975 Gegenstand eines Gesprächs zwischen der nationalen Verantwortlichen für die katholische Presse, Sr. Moulart, und dem Präsidenten des Landes, General Habyasimana. Der Präsident bat bei dieser Gelegenheit, die christliche Presse möge die Mentalität der Bevölkerung zugunsten der Entwicklung ändern helfen. — Besorgt äußerten sich die Bischöfe des Landes bei ihrer Vollversammlung im Januar 1976 über die finanzielle Situation der Presse des Landes selbst. Die beträchtlichen Zuschüsse auswärtiger Hilfsorganisationen, erklärten sie, reichten nicht aus, die gestiegenen Kosten zu decken.

SÜDAFRIKA

Religiöse Fernsehsendungen sind im Sende-schema des Ende 1975 eröffneten Fernsehens zu folgenden Gelegenheiten vorgesehen: Jeden Sonntag wird um 18.00 Uhr eine 20-minütige gottesdienstliche Sendung ausgestrahlt. Ferner ist sonntagabends ein 10minütiger „Epilogue“ vorgesehen, der an sämtlichen Wochentagen nur 4 Minuten dauert. Es gibt keine Direktübertragungen von Gottesdiensten aus Kirchen. Es wurde eine eigene Studiokapelle für Gottesdienstübertragungen eingerichtet. Verantwortlich für die religiösen Sendungen in englischer Sprache ist Bill Chalmers, in Afrikaans Rev. Robert Schmidt. Zur Gestaltung der Programme werden alle kirchlichen Gruppen eingeladen.

TANSANIA

Die Bischöfe des Landes hielten im Dezember 1975 im Msimbazi Community Center, Dar-es-Salaam, eine Arbeitstagung zum Thema „Der Ausdruck der christlichen Botschaft in der Afrikanischen Kultur“ ab. Es wurde ein Nationalkomitee zur Erforschung der Kulturen und Traditionen Tansanias gegründet. Den Vorsitz führt Bischof James Komba von Songa. P. Michael Kirwen fungiert als hauptamtlicher Koordinator.

KANADA

„*Presence*“ heißt eine seit Januar 1976 monatlich erscheinende Zeitschrift der Diözese Ottawa. Das vierseitige Blatt (Auflage 40.000) tritt an die Stelle des bisher üblichen Monatsbriefs des Bischofs und wird in englischer und französischer Sprache veröffentlicht.

KOLUMBIEN

Die Bischofskonferenz des Landes veröffentlichte anlässlich ihrer Vollversammlung am 25. Juli 1975 ein Dokument über die Krise der Moral in der heutigen Zeit. Auf die Entstellung der Wahrheit durch die modernen Kommunikationsmedien wird eigens hingewiesen. Die Bischöfe bedauern die Abwertung der Menschenwürde durch mancherlei Publikationen, die angeblich zum Zweck der Unterhaltung erscheinen, tatsächlich aber die Moral untergraben; Filme, die in vielen Ländern verboten seien, würden in Kolumbien gezeigt.

URUGUAY

„*Perspectivas de Diálogo*“, unabhängige Zeitschrift der Jesuiten, wurde von der Regierung Anfang 1976 verboten. Das Blatt gilt als letzte unabhängige kritische Zeitschrift des Landes. Bereits vor der Schließung des Blattes hatte man den Direktor Verhören unterzogen, und der Druckerei war mit Anzeigenentzug gedroht worden.

VENEZUELA

„*La Religión*“, katholische Tageszeitung in Venezuela mit nationaler Verbreitung, stellte Januar 1976 ihr Erscheinen ein. Als maßgebliche Gründe wurden steigende Kosten und finanzielle Schwierigkeiten genannt. „*La Religión*“ wurde 1890 gegründet und war die einzige katholische Tageszeitung mit nationaler Verbreitung. Chefredakteur des Blattes war zuletzt Msgr. Juan Francisco Hernandez. Als katholische Tageszeitungen mit regionaler Verbreitung erscheinen in Venezuela noch „*La Columna*“ in Maracaïbo und „*Diario Catolico*“ in San Cristobal.

VEREINIGTE STAATEN

Die Internationale Föderation katholischer Presseagenturen führte eine Untersuchung über die Freiheit der Information in der Welt durch. Der Präsident der Föderation, Ed Wall, stellte am 1. Dezember 1975 erste Ergebnisse dieser Untersuchung vor. Danach haben die katholischen Journalisten in Ländern wie Brasilien, Kuba, Chile, Südkorea, Litauen, Nigeria, Rhodesien und der Sowjetunion die größten Schwierigkeiten bei ihrer Arbeit. Weitere Länder, in denen sie ebenfalls Schwierigkeiten ausgesetzt sind, sind nach dem Bericht Ekuador, Nicaragua, Panama, Paraguay, Peru, Polen, Spanien und Uruguay. Für den Bericht lagen die Antworten von 37 Journalisten aus 32 Ländern vor.

Die Zahl der protestantischen Zeitschriften des Landes wird nach Angaben des im Dezember 1975 veröffentlichten „The Associated Church Press Directory 1975/76“ mit 138 Titeln angegeben. Die gesamte Auflage ist mit 15,8 Millionen niedriger als 1974. Auf die besonderen Schwierigkeiten der denominationalen Presse wies bei der Veröffentlichung des Direktoriums der Exekutiv-Sekretär der Vereinigung, Dennis E. Shoemaker, hin. Als möglicher Erfolg wird eine stärkere lokale Bindung der Veröffentlichungen gedeutet. Verschiedene kirchliche Gemeinschaften gehen dazu über, allen eingeschriebenen Mitgliedern ihre Veröffentlichung zuzusenden. Ihre Kosten werden durch bestimmte Vereinigungen bzw. Kollekten aufgefangen. Die größte evangelische Veröffentlichung im Directory ist mit einer Auflage von 3,5 Millionen die Monatschrift „Decision“ von Billy Graham. Ihr folgt „The Upper Room“, ein täglicher Meditationsführer mit 2,5 Millionen Auflage.

Die katholische Presse der Vereinigten Staaten leistet einen besonderen Beitrag zur religiösen Freiheit des Landes, betonte P. Jeremy Harrington, Vorsitzender der katholischen Presse-Vereinigung, in Newark bei einer Zusammenkunft der amerikanischen Bischöfe im Dezember 1975 unter dem Thema „Freiheit und Gerechtigkeit“. Die Veranstaltung fand im Rahmen der Zweihundertjahrfeiern des Landes statt.

Acht religiöse Zeitschriften erhielten Ende 1975 von der „The Lilly Endowment“ (Indianapolis, Ind.) eine Beihilfe von insgesamt 182.000 US-Dollar. Die Maßnahme wurde von der Stiftung damit begründet, daß eine starke religiöse Presse ein wesentliches Element der amerikanischen Gesellschaft sei. Die begünstigten Zeitschriften sind: Christianity Today, Christianity and Crisis, Christian Century, Youth Magazine, Critic, National Catholic Reporter, The Journal of Ecumenical Review, Sharing.

Richard Guilderson (51), von 1968 bis 1972 Direktor der katholischen Nachrichtenagentur „NC News Service“, starb im Dezember 1975 in Rockville (Maryland).

„Conversation“, Vierteljahresschrift der Franziskaner von Graymoor, beschloß 1975 eine zunächst auf ein Jahr befristete Zusammenarbeit mit dem „Journal of Ecumenical Studies“ der Temple Universität. Dadurch ist die weitere Existenz des „Journal“ vorerst finanziell gesichert. P. Charles Angell, bisheriger Chefredakteur von „Conversation“, tritt als stellvertretender Chefredakteur beim „Journal“ ein, das weiterhin von Dr. Leonard Swidler geleitet wird. Die wissenschaftliche Zeitschrift hat eine Auflage von 2.000 Exemplaren.

„Brothers and Sisters“ heißt ein seit September 1975 erscheinendes Deckblatt für Pfarrblätter, die in Pfarreien für Farbige herausgegeben werden. Das von schwarzen Autoren und Graphikern gestaltete Blatt wird gemeinsam von den Verlagen „Family Communications“ und „Ligouri Publications“ getragen.

ASIEN

HAWAII

Ein Film über das Leben des Aussätzigenapostels P. Damian de Veuster soll bei Honolulu gedreht werden. Die Rolle des P. Damian spielt P. Hubert Almazan, ein früherer Schauspieler aus Mexiko, der 1966 zum Priester geweiht wurde und in Indonesien unter Aussätzigen arbeitete. Die Einnahmen des Films sind für die Aussätzigenarbeit bestimmt.

HONGKONG

Die chinesischen Hörfunksendungen des Vatikansenders kritisierte P. Ladislaus La Dany in einem Interview mit der österreichischen Missionszeitschrift „Alle Welt“. Nach Meinung La Danys, der seit 1949 die Szene in Festland-China von Hongkong aus intensiv beobachtet, sollten die viermal wöchentlich 15 minütigen Sendungen des Vatikans durch täglich ein bis zwei Stunden chinesischer Programme ersetzt werden, „die aber so gestaltet sein müssten, daß Nichtchristen damit etwas anfangen könnten“. Nach La Danys Ansicht ist der Hörfunk einer der wenigen, „wenn nicht der einzige Weg“, um die noch in Festland-China verbliebenen Christen zu erreichen.

INDIEN

Ein Medienseminar, an dem über 100 Priester teilnahmen, fand unter Vorsitz des Erzbischofs von Hyderabad in Secunderabad im Juli 1975 statt. Der Erzbischof nannte das Seminar einen Beweis für die Lebendigkeit und Aufgeschlossenheit der Kirche in Andhra Pradesh.

„*Biblebbashyam*“ heißt eine neue, seit März 1975 vierteljährlich in Vadavathoor, Kottayam (Kerala), erscheinende Bibelzeitschrift. Chefredakteur ist P. Matthew Vellanickal.

JAPAN

Die Bischofskonferenz des Landes besprach auf einer außerordentlichen Sitzung vom 13. bis 15. November 1975 in Tokio den Plan, durch die Kommunikationskommission das religiöse Bewußtsein des Japaners untersuchen zu lassen. Eine Entscheidung wurde aber auf eine spätere Versammlung des Gremiums vertagt, wenn weitere Untersuchungsergebnisse einer dafür eingesetzten Unterkommission vorliegen.

Der Vatikansender gewinnt nach einem Bericht von ‚Tosei News‘ (Tokio) vom 26. Dezember 1975 an Popularität in Japan, wo die Zahl der privaten Kurzwellenempfänger stark gestiegen ist. Allein in den Monaten September und November 1975 erhielt das Kommunikationsbüro der Bischofskonferenz

in Tokio 700 Anfragen nach mehr Einzelheiten über den Vatikan und den Vatikansender.

PHILIPPINEN

Ein Hörfunkstudio wurde unter dem Namen „Henry W. Mack Memorial Studio“ am 7. August 1975 vom nationalen Christenrat des Landes der Silliman Universität in Dumagete übergeben. Gleichzeitig beging man das 25jährige Bestehen des auf dem Universitätsgelände befindlichen Senders DYSR, der früher dem nationalen Christenrat gehört hatte und jetzt den „Interlink Commodities Communications Asia“ (Incom-Asia) untersteht.

Der katholische Rundfunksender DXSN in Surigao (Mindanao) konnte im Herbst 1975 seinen Sendebetrieb wieder aufnehmen. Die Station war bei der Ausrufung des Ausnahmezustandes auf den Philippinen im September 1972 geschlossen worden.

SRI LANKA

Trans World Radio, evangelische Rundfunkgesellschaft, schloß Ende November 1975 mit der Sri Lanka Broadcasting Corporation in Colombo einen Vertrag ab, nach dem Trans World Radio bis Herbst 1976 einen 400-kW-Kurzwellensender errichten wird. Die Rundfunkgesellschaft benutzt bereits Sender in Bonaire, Swasiland, Guam, Monaco und Zypern. Der neue Sender soll vor allem Programme für Indien, Bangladesh, Burma und Pakistan ausstrahlen.

AUSTRALIEN/OZEANIEN

NEUSEELAND

Die Weihnachtsbotschaft im Stil einer Rockmusik- und Nachrichtensendung von 57 Minuten stellte die christliche Rundfunkvereinigung des Landes zu Weihnachten 1975 her. Sie wurde über bestehende kommerzielle Hörfunkstationen ausgestrahlt. Produzent der Sendung war der Leiter der christlichen Rundfunkvereinigung Neuseeland, John Hawkesby, Auckland.

EUROPA

DEUTSCHLAND

Die Kirchliche Zentralstelle für Medien nahm am 1. Jan. 1976 in Bonn ihre Tätigkeit auf. Zum Leiter der Zentralstelle für fünf Jahre wurde von der Bischofskonferenz Direktor Wilhelm Schätzler (46) berufen. Referenten sind: für Hörfunk und Fernsehen Domvikar Dr. Hans Dieter Schelauke (Köln); für Presse- und Verlagsarbeit Dr. Günther Graf (Münster); für Kommunikationspädagogik P. Eckhardt Bieger. Das Referat für Film und AV-Mittel wird zunächst noch vom Direktor der Zentralstelle verwaltet. In einer Feierstunde am 12. Januar 1976 in Mainz wurden die bisherigen Leiter der katholischen Hauptstellen, Prälat Dr. Franz Hermann (71) für Hörfunk, Dr. Werner Brüning (46) für Fernsehen, sowie der bisherige Referent der Bischofskonferenz für Rundfunkfragen, Weihbischof Walther Kampe, verabschiedet. Zugleich wurden die neuen Verantwortlichen, an ihrer Spitze der neue Rundfunkbeauftragte innerhalb der Bischofskonferenz, Weihbischof Karl-August Siegel (Osnabrück), in ihr Amt eingeführt. Dr. Brüning übernimmt das Amt des Rundfunkbeauftragten beim Hessischen Rundfunk, während P. Gerhard Poppe, der dieses Amt bisher innehatte, in gleicher Eigenschaft jetzt in Berlin verantwortlich zeichnet (vgl. CS 9:1976, 78).

Die Publizistikkommission des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken bezeichnete bei einer Zusammenkunft in Bonn am 15. Dezember 1975 die fehlende Zusammenarbeit mit den kirchlichen Sendebefragten und Mitgliedern in den Rundfunkräten als hauptsächlichsten Mangel der kirchlichen Rundfunkarbeit. Ferner wurde die Langzeitwirkung des Fernsehens behandelt, deren Erforschung eine wichtige Voraussetzung für die eigene Programmarbeit sei. Ein unausgeschöpftes Feld kirchlicher Programmarbeit liege in den Regional- und Dritten Programmen.

Die in die Rundfunkräte von Seiten der Kirchen entsandten Mitglieder trafen sich zum fünften Male am 3. und 4. Dezember 1975 in München. Das Thema des Treffens hieß: „Kriterien und Kritik — Zur aktuellen Programmdiskussion.“ Über „aktuelle Aspekte

der Programmpolitik“ sprach der Intendant des Süddeutschen Rundfunks, Prof. Dr. Hans Bausch, während Prof. Dr. Heinz Schuster (Saarbrücken) über „Mandat und Moral — Bemerkungen zum journalistischen Ethos“ referierte.

„*Mut zum Leben*“ heißt ein zehnteiliges ökumenisches Funkseminar, das vom Saarländischen Rundfunk seit dem 18. Januar 1976 an den Sonntagen ausgestrahlt wird. Die halbstündigen Sendungen werden gemeinsam von der Evangelischen Akademie im Saarland und der Katholischen Akademie in Trier in Zusammenarbeit mit dem Saarländischen Rundfunk gestaltet. Für die anlässlich des Seminars vorgesehenen Begleitzyklen in den einzelnen Gemeinden ist ein 100seitiges Begleitheft erschienen.

Die Katholischen Frauenverbände forderten bei ihrer Jahrestagung in Bad Honnef am 14. Januar 1976 mehr Einfluß in den Rundfunkanstalten. Es sollen aktive Gruppen gebildet werden, die in Zusammenarbeit mit Verantwortlichen aus den Rundfunkanstalten die Programme untersuchen und durch Hörerbriefe Zustimmung oder Kritik zu den ausgestrahlten Sendungen äußern.

Der „*Evangelische Filmbeobachter*“ wird ab 1. September 1976 wieder erscheinen. Der September 1971 eingestellte wöchentliche Dienst wird nunmehr vom Gemeinschaftswerk der Evangelischen Presse in Frankfurt veröffentlicht.

„*Eine moderne, wirksame Kanzel*“, kann der Film, zumal das Fernsehen nach Ansicht des Bischofs von Essen, Dr. Franz Hengsbach, sein. Im Film könne das Wort durch das Bild gefühlsmäßigen Zugang zum Menschen finden, was das Wort allein oft nicht erreiche, betonte der Bischof bei der Gesellschafterversammlung der Filmproduktionsgesellschaften Tellux-Provobis am 28. Januar 1976 in Essen.

ITALIEN

Die Missionspresse Italiens in den letzten 15 Jahren ist Thema einer Dissertation von Javier Diaz Restrepo an der Internationalen Universität „Pro Deo“ in Rom. Die Arbeit behandelt 42 der insgesamt 56 bestehenden

periodischen Veröffentlichungen, von denen fünf besonders intensiv berücksichtigt wurden. Der Autor bezeichnet die Blätter als eine Fundgrube für Nachrichten aus der Dritten Welt, lange bevor solche Nachrichten in allgemeinen Zeitungen erscheinen.

Zum Pressesprecher der italienischen Bischofskonferenz und gleichzeitig zum Direktor des von der Bischofskonferenz eingerichteten Medien- und Informationsbüros in Rom wurde im Dezember 1975 der aus Mailand stammende Don Francesco Ceriotti ernannt. Sein Vorgänger, Msgr. Gaetano Bonicelli, war im Juli 1975 zum Weihbischof von Albano ernannt worden.

Ein Fernsehprogramm von 15 Minuten wurde Ende 1975 über das Heilige Jahr von der Radio Televisione Italiana (RAI) in sechs verschiedenen Sprachen herausgebracht. Das Programm lag Mitte Januar bereits bei 112 Fernsehstationen der Welt vor.

MALTA

Zu einem Boykott der Kinos, in denen unmoralische Filme gezeigt werden, riefen die Pfarrer der Insel gemeinsam auf. Der Boykott soll sich gegen solche Häuser richten, in denen Filme gezeigt werden, die den Glauben verletzen, die Achtung vor Ehe und Familie vermissen lassen, sowie gegen die gesunden Grundsätze im Bereich der Sexualität und gegen die Gerechtigkeit verstoßen. Die Pfarrer glauben, daß gerade solche Filme alle Bemühungen der Eltern zunichte machen und die Jugendlichen zu einem Leben verführen, das der Menschenwürde nicht entspricht. Der Aufruf der Pfarrer vom Januar 1976 rief auch in der Öffentlichkeit und Presse Proteste gegen eine zu laxen Filmzensur im Lande hervor.

NIEDERLANDE

IKON (Interkerkelijke Omroep Nederland) heißt der Zusammenschluß der bisher getrennt arbeitenden kirchlichen Rundfunkgemeinschaften IKOR, in der vor allem die Hervormde Kerk und die Gereformeerde Kerken vertreten waren, und der Gemeinschaften des „Convent van Kerken“ (CVK). Insgesamt sind dem IKON neun protestantische Kirchen angeschlossen. Die seit Januar 1976 bestehende neue Organisation kam nach

sechsjährigen Verhandlungen (vgl. CS 7:1974, 190) zustande. Mit Ausnahme von drei kleineren kirchlichen Gruppierungen umfaßt IKON die gesamte protestantische Rundfunkarbeit.

ÖSTERREICH

Ein Rundfunkpreis soll nach einem Beschluß der 3. Vollversammlung von Unda-Österreich im Januar 1976 vom Welttag der Kommunikationsmittel 1976 (30. Mai) an jährlich verliehen werden. Die „Unda-Taube“ ist für hervorragende Sendungen des ORF vorgesehen, denen es außerhalb des Kirchenfunks gelungen ist, medienkundlich ausgezeichnete Produkte im christlichen Sinn zu schaffen. Die Vollversammlung beriet ferner über religiöse Kinder- und Jugendsendungen.

PORTUGAL

Radio Renascença, seit sieben Monaten besetzter katholischer Sender, wurde am 29. Dezember 1975 von der portugiesischen Regierung der katholischen Kirche zurückgegeben. Der Sender nahm bereits am 1. Januar 1976 seine Sendungen wieder auf (vgl. CS 8:1975, 281; 9:1976, 81). Zur Eröffnung wurde der Neujahrgottesdienst aus der Lissaboner St.-Johannes-Kirche direkt übertragen. Die Predigt hielt der Kardinalprimas Antonio Ribeiro.

SCHWEIZ

„*Le Courrier*“: Typographen und Verwaltungspersonal der katholischen Tageszeitung „Le Courrier“ in Genf protestierten am 22. Januar 1976 gegen die für Ende Februar 1976 vorgesehene Schließung der Druckerei mit einer Besetzung des Gebäudes. Die etwa 40 Angestellten forderten die Einschaltung der Genfer Regierung zur Erhaltung der Arbeitsplätze in dem Unternehmen. Bereits seit 1972 werden mehrere Seiten von „Le Courrier“ gemeinsam mit der katholischen Tageszeitung „Liberté“ in Freiburg redigiert. Die 1868 gegründete katholische Tageszeitung hatte früher eine Auflage von 17.000 Exemplaren, die inzwischen geschrumpft ist. In der Druckerei der katholischen Zeitung waren zeitweilig auch die „Nouvelle Revue de Lausanne“ und die „Gazette de Lausanne“ gedruckt worden.

SPANIEN

MCS — heißt eine neue Folge des Mitteilungsblatts, das das Nationalsekretariat der Kommunikationskommission innerhalb der spanischen Bischofskonferenz herausgibt. *MCS* erschien zum November/Dezember 1975 zum ersten Mal. Die Veröffentlichung soll künftig alle zwei Monate erfolgen.

VATIKAN

Msgr. Roland Abijaoudé, maronitischer Weihbischof in Antelias, Libanon, wurde am 20. Januar 1976 zum Mitglied der Päpstlichen Kommission für die sozialen Kommunikationsmittel ernannt.

„*Nuntia*“ heißt eine neue Zeitschrift, die von der Päpstlichen Kommission für die Revision

des Kodex des orientalischen Rechts seit Ende 1975 herausgegeben wird. Für das Jahr 1976 sind zwei Ausgaben vorgesehen.

Der Vatikansender produzierte 1975 insgesamt 24.180 Sendungen mit einer Gesamtdauer von 8.322 Stunden in 32 verschiedenen Sprachen. Für die Übertragungen der Feierlichkeiten des Heiligen Jahres mit dem Papst stellte der Sender insgesamt 100 Sendestunden zur Verfügung; außerdem wurden 316 Zusammenschaltungen von 190 Stunden Dauer mit verschiedenen ausländischen Stationen durchgeführt.

In „*Mondovision*“ wurde die Schlußfeier des Heiligen Jahres übertragen. Nach einer Mitteilung des „*L'Osservatore Romano*“ wurde die Sendung live in 41 Länder ausgestrahlt.

LITERATUR-RUNDSCHAU

Sydney W. Head (Hrsg.): Broadcasting in Africa. A Continental Survey of Radio and Television. Philadelphia 1974. (Temple University Press. International and Comparative Broadcasting Series). 453 Seiten.

Es dürfte sich bei diesem Werk um den ersten Versuch einer umfassenden Darstellung des Rundfunks in Afrika handeln. Dabei geht es dann nicht nur um die Darstellung der nationalen Rundfunksysteme der einzelnen Länder dieses Kontinents (S. 15—171), sondern auch u. a. um die übergreifenden internationalen Aspekte (S. 175—200), um eine Darstellung des religiösen Rundfunks (S. 201—214), um die bilaterale und multilaterale Hilfe (S. 215—269), um Ausbildung (S. 270—291), den Gebrauch des Funks für die Erziehung (S. 292—319), um Forschung (S. 320—335) und Kommerz (S. 336—344). Ein Ausblick auf die weiteren Aufgaben der Zukunft runden das Handbuch mit detaillierten thematischen Anhängen und einer Bibliographie ab.

Die Beiträge unter einzelnen Ländern und zu einzelnen Themen stammen von verschiedenen Autoren. So bleibt es nicht aus, daß die einzelnen Kapitel zum Teil recht unterschiedlich ausfallen, was sich schon allein im Umfang ausdrückt. So werden Ghana z. B. sechs Seiten gewidmet, (S. 89—95), während Togo mit einer knappen Seite (S. 116 f.) vorliebnehmen und auch Zaire sich mit noch nicht zwei Seiten begnügen muß (S. 122 ff.). Auch die Qualität der Beiträge ist sehr unterschiedlich, und mancher Benutzer ist deswegen dankbar, daß die Autoren kurz mit einer Personalnotiz vorgestellt werden, die hilft, sich ein Bild über die Kompetenz des betreffenden Verfassers zu machen.

Zu bedenken ist allerdings auch, daß manche Information und Beurteilung in den übergreifenden thematischen Beiträgen enthalten ist, wobei man sich allerdings noch mehr, als es geschehen ist, entsprechende Querverweise gewünscht hätte.

Ein eigener Abschnitt über religiösen Rundfunk (übrigens auch über den islamischen!) ist sicher sehr zu begrüßen. Allerdings ist Edwin Robertsons Beitrag über den christlichen Funk bei aller Kompetenz des Autors wohl doch etwas zu einseitig ausgefallen. So wird zwar für die katholischen Belange in drei Zeilen von einer „Association Catholique Internationale pour la Radiodiffusion et la Télévision“ gesprochen, aber der tatsächliche offizielle Name der Katholischen Weltvereinigung für Rundfunk, der lateinische Name „Unda“ (Welle), nirgendwo erwähnt. Man bekommt vielmehr den Eindruck, daß — bei allen Verdiensten — nur die „World Association for Christian Communications“ (WACC) für die christlichen Belange in Afrika tätig ist, wobei dann auch Dinge genannt werden, die geplant, aber niemals durchgeführt wurden (S. 207). Tatsächlich gab es nicht nur eine Unda-Afrika-Konferenz (1970) in Kinshasa. Auch die Rundfunkssekretäre der ostafrikanischen Bischofskonferenzen und anderer afrikanischer Länder erfüllen eine durchaus bedeutende Aufgabe. Dabei werden auch katholische Hörfunkstationen, wie das z. B. damals noch in Angola bestehende Radio Ecclesia, ebenso wenig erwähnt wie die offizielle Beteiligung der katholischen Kirche (zu 50 %!) an Multimedia Zambia.

Solche Korrekturen gehen weniger auf Kosten des Herausgebers, der hier mit einem durchaus beachtenswerten Gesamtkonzept ein Handbuch vorlegt, das wohl nicht so schnell durch ein umfassenderes Werk ersetzt werden wird. Daß seine Bibliographie (S. 415—440) fast nur englischsprachige Titel enthält, ist vor allem deswegen zu bedauern, weil es in Afrika ja auch Länder geben soll, in denen die französische Sprache vorherrschend ist und deswegen entsprechende Informationen im wesentlichen nur in dieser Sprache aus erster Quelle zu erhalten sind.

F.-J. E.

Gabriele Hoffmann: NS-Propaganda in den Niederlanden. Organisation und Lenkung der Publizistik unter deutscher Besatzung 1940—1945. München-Pullach 1972 (Verlag Dokumentation, Reihe „Kommunikation und Politik“, Bd. 5). 296 Seiten.

Nachdem Walter Hagemann 1948 in seiner vorbildlichen Studie ‚Publizistik im Dritten Reich‘ dafür eine solide Grundlage geschaffen hatte, ist schon eine ansehnliche Reihe von Untersuchungen auf Teilgebieten der Publizistik des Nationalsozialismus erschienen. Im Münsteraner Institut für Publizistik wurde die Erforschung der nazistischen Regie des Öffentlichen Lebens durch die Publizistik sogar zu einem fruchtbaren Schwerpunkt. Aber auch an anderen Universitäten erregte jene, in einem westlichen Lande noch nie dagewesene, totale Beherrschung der alten und neuen publizistischen Mittel durch den Reichsminister für ‚Volksaufklärung und Propaganda‘ wissenschaftliches Interesse. Demzufolge erschien in der Berliner Schriftenreihe ‚Kommunikation und Politik‘ (herausgegeben von Jörg Aufermann, Hans Bohrmann und Elisabeth Löckenhoff) zuerst eine Arbeit von Dorothea Hollstein über ‚Antisemitische Filmpropaganda‘ und dann eine Untersuchung über die ‚NS-Propaganda in den Niederlanden‘.

Das Problem: Wie gestaltete sich die Publizistik Goebbels'scher Art in einem besetzten Gebiete, das für Hitler als wesensverwandt (‚blutverwandt‘) galt und deshalb nicht unterjocht, sondern zum Nationalsozialismus bekehrt werden sollte?

Mit großer Energie und scharfem Unterscheidungsvermögen (offenbar auch mit respektabler Kenntnis der niederländischen Sprache!) hat die Verfasserin sich daran gemacht, Werdegang und Entartung der NS-Propaganda-Maschinerie in den Niederlanden vor allem aus den fast unerschöpflichen Materialien des ‚Rijksbureau voor Oorlogsdocumentatie‘ (Amsterdam) und aus der diesbezüglichen Literatur herauszufinden:

die ideologisch-politische Lage vor der Okkupation, mit Überblick der niederländischen Presse vor 1940,

die erste Phase der Besatzung, eine ‚Phase der Versprechungen‘, eingeleitet von der (niederländischerseits ‚ausgebeuteten‘) Antrittsrede des Reichskommissars Seyss-Inquart — indirekte Werbung: ‚das Ringen um die Seele des Niederländers‘.

Später, als die gewünschte ‚Selbstnazifizierung‘ des niederländischen Volkes nicht gelang, die ‚Phase der Gebote und Verbote‘

zur ‚Gleichschaltung‘ der Publizistik und des kulturellen Lebens, wobei die Verfasserin mit Recht feststellt (S. 201/2) daß „die Ausschaltung der jüdischen Kulturträger bis hin zu ihrer physischen Ausrottung wesentlich zur Erfolglosigkeit aller kulturpolitischen Bemühungen der Nationalsozialisten in den besetzten niederländischen Gebieten beitrug“. Als dritte Phase schließlich die ‚Phase des Terrors‘, besonders gegen die (eben durch die Gleichschaltung der publizistischen Mittel mit hervorgerufene) Untergrundpresse, und gegen den geistigen und bewaffneten Widerstand im allgemeinen.

Da wo die Wirkungsfrage gestellt wird, erwähnt die Verfasserin auch die Nachkriegsstellungennahmen, -spekulationen und -untersuchungen. Zuvor hatten schon die Herausgeber in ihrem Vorwort auf das Schwierige retrospektiver publizistischer Analyse hingewiesen. Manches ist kaum noch objektivsicher festzustellen. Schon in Sachen ‚Anpassungstendenzen‘ läßt sich die Terminologie der ‚Niederlande Unie‘ in den letzten Nummern ihres Kampfblattes vor dem Verbot nur aus taktischen Gründen ganz verstehen. Ob man mit diesem letzten terminologischen Schachzug zu weit gegangen ist, läßt sich nachträglich leicht tadeln. Wichtiger scheint mir jedoch noch immer die Feststellung, daß das Auftreten der ‚Unie‘ als Gegengewicht (S. 31) die Niederlande vor einer Quisling-Regierung von Mussert mit seiner NSB behütet hat.

Wenn ich vielleicht in diesem Sinne da und dort einige Akzente anders gestellt haben würde, hängt das wohl auch damit zusammen, daß ich die ganze Tragödie miterlebt und -erlitten habe. Dies sei für die Verfasserin auch eine Entschuldigung für die späte Rezension ihres Buches; allzuleicht habe ich andere Aufgaben vorgezogen, um ‚es‘ nicht alles wieder-erleben zu müssen.

Als ich mich schließlich (aufs neue von der Redaktion gemahnt) ernsthaft in das Buch vertiefte, wurde Gabriele Hoffmanns Geschichtsschreibung vollends durch die eigenen Erfahrungen bestätigt; letztere aber auch in größerer Umrahmung neu verstanden. Damit wurde mir die Lektüre dieser ausgezeichneten Arbeit besonders wertvoll. Wie mir zu Ohren kam, wird die Arbeit im Amsterdamer Rijks-

bureau voor Oorlogsdokumentatie hoch notiert. Dieser Ruf scheint mir sehr verdient.

Empfohlen sei die Arbeit nicht nur für Publizistikwissenschaftler, sondern auch für Historiker und Politiker, die sich interessieren für ‚totale‘ Hochdruck-Meinungsmanipulierung und — ihre Grenzen.

H. J. Praxke

International Broadcasting Institute (Hrsg.): Seminar on Motivation, Information and Communication for Development in African and Asian Countries (Ibadan, Nigeria, 1—9 July, 1974). London 1975. 71 Seiten.

Ders.: Communications and Information for Development Purposes in the Caribbean Area (Georgetown, Guyana, 1—8 December, 1974). London 1975. 76 Seiten.

Konferenzen und Arbeitstagungen über die Bedeutung und Rolle der Kommunikation für Entwicklung hat es bereits mehrfach gegeben. Aber zumindest nach den schriftlichen Unterlagen zu urteilen, dürfte es bisher keine derartigen Konferenzen gegeben haben, die von einem solch erfrischend weiten und realistischen Konzept der Kommunikation ausgingen wie diese Arbeitstagungen in Ibadan und Georgetown. Hier sind nicht nur in besonders klarer und einsichtiger Weise die bereits seit Jahrhunderten funktionierenden Kommunikationsformen und Kommunikationsstrukturen der betreffenden menschlichen Gesellschaften und Kulturen ernst genommen. Es entwickelt sich auch eine neue Bedeutungssicht der Beziehung zwischen Umwelt und Kommunikation in den Entwicklungsgesellschaften, die über den bisherigen „Development Communications“-Ansatz hinausgeht (vgl. z. B. Georgetown-Bericht S. 4). Dieser Aspekt ist noch durch viele weitere Einzelüberlegungen ausgefächert. So reichen beide Berichte weit über den geographischen Regionalraum hinaus. Die Veröffentlichungen sind so mehr als reine Konferenzberichte. Man muß sie als wichtige Bausteine für den Kommunikationsbegriff und das Kommunikationsverhalten in Entwicklungsgesellschaften überhaupt ansehen. Daß dann dabei die regionalen bzw. konti-

mentalens Unterschiede Afrikas und des karibischen Raumes auch zur Sprache kommen, ist selbstverständlich. Aber auch dort wird bereits deutlich, daß man die Geschichte, regionale Situationen und Denkweisen bestimmter Kulturen für die Kommunikation zu beachten hat.

Es würde hier zu weit führen, näher auf die Einzelüberlegungen und die Einzelberichte einzugehen. Generell ist hier festzustellen, daß nicht alle Einzelbeiträge dem größeren gedanklichen Wurf der Einleitungen entsprechen, was man allerdings bei der Verschiedenartigkeit der Autoren und ihrer Herkunft wohl auch erwarten kann.

Der Rezensent muß jedenfalls gestehen, daß er in den letzten Jahren selten gedanklich so anregende und gleichzeitig praktisch bedeutende Konferenzberichte zur Rolle der Kommunikation in Entwicklungsländern gesehen hat. Das Internationale Rundfunkinstitut, aber auch die Friedrich-Naumann-Stiftung, unter deren Mitarbeit die Tagungen stattfanden, sind zu diesen erfrischenden Ansätzen zu beglückwünschen. Man ist schon gespannt auf die nächste Konferenz und den nächsten Bericht. Natürlich würde man auch gern etwas sehen von einem konkreten praktischen Follow-up dieser Konferenzaktivitäten, denn ohne sie wäre ja nur der Ansatz zu einem ersten neuen Schritt getan. Welche Folgerungen werden die IBI-Mitglieder der betreffenden und anderer Regionen aus den Überlegungen von Ibadan und Georgetown ziehen? Sie könnten bestehende Kommunikationsauffassungen und Kommunikationsstrukturen in einer Weise verändern, die auch politische Folgen hätte.

F.-J. E.

Jescom International, Ramón Aguiló (Hrsg.): Jesuits in Mass Media. Band 1: Persons; Band 2: Institutions. Rom 1975 (International Center for Social Communications, Borgo Sto. Spirito 5). Dritte Ausgabe, je 324 Seiten.

Unter den augenblicklich amtierenden Generaloberen kirchlicher Orden und Gemeinschaften zeigt Pedro Arrupe, der Generaloberer der Jesuiten, gewiß einen sehr großen

Weitblick für die Bedeutung der Kommunikationsmittel in der Zukunft der katholischen Kirche. Dies zeigt sich nicht nur in seinen Worten (vgl. z. B. CS 8:1975, 165), sondern auch in Taten: nach vergeblichen Ansätzen auch bei anderen Gemeinschaften hat der General der Jesuiten (bisher wohl als einziger?) einen hauptamtlichen Berater in allen Fragen der Kommunikationsarbeit. Eine eigene interne Organisation aller Jesuiten, die in irgendeiner Weise im Bereich der Kommunikationsmittel arbeiten, besteht weltweit als „Jescom“ („Jesuits in Communication“) mit z. T. kontinentalen (z. B. Jescom East Asia) und nationalen Gliederungen (z. B. Jescom-India). Man trifft sich regelmäßig, tauscht Erfahrungen aus und fördert die Heranbildung von Fachkräften innerhalb des Ordens sowie für einen besseren allgemeinen Einsatz in diesem Bereich. Ein Beispiel für solche Aktivitäten sind die nun bereits in dritter Bearbeitung — jetzt erstmalig in zwei Bänden — vorliegenden Verzeichnisse über Jesuiten in den Massenmedien. Der erste Band enthält Personalangaben von nicht weniger als 560 Jesuiten aus der ganzen Welt. Dabei werden im Idealfall mitgeteilt: Name, Anschrift, Alter und Nationalität, Studiengang, frühere und jetzige Aktivitäten, Publikationen und Sprachkenntnisse. Der zweite Band enthält dann Institutionen der Jesuiten oder Medieneinrichtungen, in denen Jesuiten mitwirken. Durch eine geographische Gliederung dieses zweiten Bandes erhält man eine ausgezeichnete Übersicht über die institutionalisierten Aktivitäten wie etwa Publikationen oder Medienzentren des Ordens in den verschiedenen Teilen der Welt. Das Personalverzeichnis des ersten Bandes ist alphabetisch nach Namen gegliedert. Ohne Zweifel sind diese beiden — übrigens auch Nichtjesuiten zugänglichen — Veröffentlichungen ein Musterbeispiel guter Organisation und klarer Planung innerhalb einer kirchlichen Gemeinschaft für den Bereich der Publizistik. Ramón Aguiló, der diese Ausgaben seit dem ersten Erscheinen betreut, verdient ein besonderes Lob für seinen Fleiß und seine nie ermüdende Akribie.

Auch bei einer Gesamtmitgliederzahl von etwas unter 30.000 sind 560 Jesuiten in der Kommunikationsarbeit auf den ersten Blick eine respektable Gruppe. Allerdings stellt man bei näherer Analyse der einzelnen Per-

sonalangaben auch fest, daß nur ein Bruchteil dieser Gesamtzahl tatsächlich eine volle abgeschlossene Ausbildung und Qualifizierung in der publizistischen Arbeit besitzt. Manch einer ist aufgezählt, weil er etwa als Direktor eines katechetischen Instituts *auch* eine Diaserie oder eine Publikation herausgebracht hat oder herausbringt oder sonst einmal etwa als Dozent auch sporadisch mit den Kommunikationsmitteln zu tun hat. Hier ist sicher eine nüchterne Beurteilung am Platze, die im übrigen auch zeigt, wie spät selbst in einer Gemeinschaft wie jener der Jesuiten die Notwendigkeit einer fachlich qualifizierten Ausbildung erkannt wurde. Dies wird sich allerdings in den nächsten Jahren schnell ändern, wenn die weitsichtige Planung von P. Arrupe und seinen Beratern verwirklicht wird. Man möchte wünschen, daß diese beiden Publikationen und jene Aktivitäten, die sich darin spiegeln, auch von anderen kirchlichen Gemeinschaften nachgeahmt werden. Wie wäre es z. B. mit einer ähnlichen Veröffentlichung, die gemeinsam von der Vereinigung der Generalsuperioren für ihre Gemeinschaften oder von Sedos (Rom) für bestimmte missionarische Gemeinschaften herausgegeben würde? Selbst eine Einzelinitiative einer einzelnen Gemeinschaft in dieser Richtung wäre schon ein hilfreicher Schritt.

F.-J. Eilers

Michael Kunczik: Gewalt im Fernsehen. Eine Analyse der potentiell kriminologischen Effekte. Köln-Wien 1975 (Böhlau-Verlag). 827 Seiten. (Siehe in dieser Ausgabe S. 170—174.)

W. Wunden

John A. Lent: Asian Mass Communications: A Comprehensive Bibliography. Philadelphia 1974 (School of Communications and Theater, Temple University). 706 Seiten.

Hier ist fast des Guten zu viel getan, aber man kann es dem Autor nicht verdenken: nach ausgedehnter, zehn Jahre umfassender Forschungs- und Lehrtätigkeit auf den Philip-

pinen, in Japan und Malaysia hat man vieles gesammelt, was sonst kaum jemandem zugänglich sein dürfte. Darin liegt das Verdienst dieser immerhin über 700 Seiten starken Bibliographie, die in diesem Umfang wohl erstmalig sein dürfte. Nach den Publikationen zum Kontinent Asien, die allerdings auch allgemeinere Titel enthält, ist die Sammlung regional nach Ost-Asien, Südost-Asien und Süd-Asien eingeteilt. Innerhalb dieser Regionen gibt es dann Abschnitte nach Ländern in alphabetischer Reihenfolge. Innerhalb dieser Länder wird nach Medien-Sachgebieten geordnet und dies zum Teil mit Unterabteilungen wie etwa der Auflistung von Research-Instituten einzelner Länder, Bibliographien und periodischen Fachveröffentlichungen unter dem Stichwort Massenkommunikation. Es folgen Abteilungen etwa zur Werbung, Public Relations und Regierungsveröffentlichungen, sowie zu Film, Presse und Rundfunk.

Die Problematik der Sammlung aber beginnt, wenn man nach Auswahlprinzipien fragt. So werden für die wissenschaftliche Arbeit z. B. ein Artikel des Time-Magazins über Mochtar Lubis und Indonesia Raya (S. 269), eine AFP-Meldung über die Papierkrise und ihre Folgen in Asien in der Tageszeitung „South China Morning Post“ (S. 266) ein anderes Gewicht haben, als etwa eine Dissertation von Edward D. Smith über die Geschichte der Zeitungsunterdrückung in Indonesien von 1949 bis 1965 (S. 269). Hier liegt es dann am Benutzer des Werkes, nach der angegebenen Quelle abzuschätzen, welche Bedeutung ein Titel haben könnte. Der Autor hat dieses Dilemma offensichtlich ähnlich gespürt, wenn er bei einzelnen Fachveröffentlichungen, wie etwa dem „Press Forum“ des philippinischen Presseinstituts oder „Vidura“ vom indischen Presseinstitut einfach sämtliche Titel der bisher erschienenen Beiträge (S. 337 bis 344 bzw. 555 bis 567) aufführt. Sicherlich ist es bei dem Umfang der Sammlung und der sehr unterschiedlichen Qualität einzelner Beiträge nicht unbedingt notwendig, etwa ein Autorenregister anzufügen. Dafür muß man das ausführliche Verzeichnis der aufgeführten Länder begrüssen.

Einerseits ist man bei dieser immensen Sammlertätigkeit Lents versucht, zu sagen: weniger, aber mit Qualität, wäre mehr gewesen.

Andererseits ist man dankbar, wenigstens den Versuch einer Gesamtübersicht auch über kleinere Veröffentlichungen zu haben. Daß außer englischen und eventuell noch Veröffentlichungen in einheimischen Sprachen (Indonesisch) Publikationen aus anderen Fachzeitschriften in europäischen Sprachen kaum oder gar nicht berücksichtigt sind, wie etwa auch die Beiträge dieser Zeitschrift zum asiatischen Raum, muß man bedauern. Auch eine Bibliographie wie jene von Wilhelm Herzog über „Church and Communications in Developing Countries“ (Paderborn 1973, mit einem geographischen Register!) ist nicht berücksichtigt.

K. A.

Gottfried Mehnert: Programme evangelischer Kirchenzeitungen im 19. Jahrhundert. Witten 1972 (Luther-Verlag). 160 Seiten.

Historische Wirklichkeit und spätere Interpretation stimmen nicht immer überein. Durch flüchtige Vorurteile genährt, entwickeln sich bisweilen fehlerhafte Klischeevorstellungen, die dann nur noch durch gründliche Quellenstudien zu korrigieren sind. Offensichtlich passierte so etwas mit Darstellungen über das Verhältnis von Evangelischer Kirche zur Öffentlichkeitsarbeit im 19. Jahrhundert: „Die nicht selten geäußerte Ansicht, der Protestantismus und vor allem seine Publizistik sei vorwiegend introvertiert gewesen und habe sich von der ‚Welt‘ abgekehrt, habe dem Jenseits den Vorrang vor dem Diesseits in dem Maße eingeräumt, daß die irdischen Realitäten und mithin die gestaltende Einwirkung auf sie aus dem Auge verloren wurde, erweist sich an den Quellen evangelischer Publizistik als unzutreffend.“ Dies richtigzustellen, veranlaßte Gottfried Mehnert unter anderem dazu, „Programme evangelischer Kirchenzeitungen im 19. Jahrhundert“ herauszugeben. Darüber hinaus wollte er „der Erforschung der evangelischen Publizistik ein weiteres Teilgebiet“ zugänglich machen, „das für die Erhellung auch gegenwärtiger Fragestellungen wesentliche Gesichtspunkte beitragen kann“.

Mehnert erreicht das nicht nur mit der Veröffentlichung programmatischer Vorworte

aus repräsentativen protestantischen Kirchenblättern des 19. Jahrhunderts, sondern darüber hinaus mit seiner das Umfeld der Publikationen klar und umfassend absteckenden Einleitung, die in Teilaspekten vielleicht noch genauer hätte sein können, etwa was den Leserkreis und die Wirksamkeiten der Zeitschriften angeht; in Fragen also, die auf publizistikwissenschaftliches Gebiet übergreifen, ein Gebiet, auf dem sich Mehnert offenbar unsicher bewegt. Was sich auch an anderem zeigt: Nicht nur, daß er ständig von „Zeitungen“ spricht, wo es sich um Zeitschriften handelt, sondern auch, daß er beispielsweise von der „Allgemeinen Kirchenzeitung“ eigens betont, sie trage „in der Tat den Namen ‚Zeitung‘ mit Recht“, da sie „kirchliche Nachrichten aus allen Weltteilen und Ländern“ bringe. Gerade die Einschränkung „kirchlich“ aber widerspricht der publizistikwissenschaftlichen Definition von Zeitung im Punkte der Universalität. Hier scheint Mehnert selbst einer populären Fehlvorstellung anheimgefallen zu sein.

Befremdlich wirken einige unnötig saloppe Zwischentitel in der Einleitung und dürftig die arg zusammengedrückten Wiedergaben der Zeitschriftentitel am Schluß. Das sind aber nur kleine Schwächen am Rande einer ausführlichen und gründlich kommentierten, schon vom Thema her interessanten Quellenveröffentlichung.

C. Gentner

Dieter Prokop (Hrsg.): Materialien zur Theorie des Films. Ästhetik, Soziologie, Politik. München 1971 (Carl Hanser Verlag). 543 Seiten.

Mit diesem umfangreichen Sammelband will der Frankfurter Soziologe Dieter Prokop zur Klärung der Frage beitragen, was ein guter oder ein schlechter, ein politischer oder unpolitischer Film sei, ob der Film als „Ware“ ästhetisch und inhaltlich überhaupt die Emanzipation der Massen fördern könne oder nur ihre Bedürfnisse widerspiegeln. Um zur Diskussion anzuregen, bietet Prokop, der den Band mit einem überaus abstrakt-unverständlichen „Versuch über Massenkultur und Spontaneität“ einleitet, eine Fülle von

Beiträgen an, mit denen er die positivistische der dialektischen Denktradition gegenüberstellen will. So finden sich Materialien zur ästhetischen und soziologischen Theorie des Films neben Analysen über den Filmkonsum und die soziale Schichtung der Filmbesucher. Die Skala der Autoren reicht von den Klassikern der Filmtheorie bis zu modernen Regisseuren und Filmkritikern, deren Aussagen der ideologisch im marxistischen Denkmuster verhafteten Zielsetzung Prokops unterlegt werden. Denn es geht ihm vor allem darum, am Beispiel Film die totale Abhängigkeit und Unfreiheit des Menschen in der westlichen „Konkurrenzzgesellschaft“ nachzuweisen und die Medien nur als Mittel zur „Stabilisierung der bestehenden kapitalistischen Herrschaftsform“ einzustufen. Hierzu nur ein Satzungefümm Prokops, bei dem sich Stil und Ideologie gekonnt verheddern: „Die das freie Marktmodell voraussetzenden Theorien haben die Tatsache vernachlässigt, daß mit der Entwicklung des gesellschaftlichen Reichtums in monopolkapitalistischen Marktformen sich einerseits die strukturellen Voraussetzungen für die Selektion allein jener Bedürfnisse herausgebildet haben, die internalisierte Herrschaft implizieren und andererseits sich aufgrund dieser strukturellen Voraussetzungen in den Köpfen der Individuen größtenteils nur jene Erfahrungen organisieren und in Handlung umsetzen, die die Herrschaftsstrukturen, die Legitimationssysteme nicht stören; daß also das schlicht automatische Funktionieren bestimmter, äußerlich gar nicht an physische Gewaltanwendung gemahnender struktureller Mechanismen — z. B. des Marktmechanismus im Monopol — bereits die freiwillige — da gratifizierte — Unterdrückung bestimmter Bedürfnisse, Wünsche und Erfahrungen impliziert.“ Die „Klarheit“ dieser Äußerungen entspricht durchaus dem gesamten Prokop'schen Einleitungstext, der selbst dem beflissensten Filmmenthiasten das Schaudern einjagen muß. Wer sich darüber hinwegsetzt und das mehr als fünfzig Seiten einnehmende Sprachlabyrinth Prokops überschlägt, kann jedoch in zahlreichen Beiträgen des in fünf Themenkreise gegliederten Kompendiums interessante Details über die Strukturen und Wirkungen des Films entdecken, etwa zu folgenden Themen: „Freizeitbedürfnisse und Präferenzstrukturen des Filmpublikums in der Bundesrepublik“ (Ernest

Dichter International), „Die Stars“ (Edgar Morin), „Über die Rezeption der Medien durch die Unterschicht“ (Herbert Gans), „Massenbetrug: Der Italowestern“ (Wolfram Schütte).

G. Beaugrand

Ernest D. Rose (Hrsg.): World Film & Television Study Resources. A Reference Guide to Major Training Centers and Archives. A Mass Media Manual. Bonn - Bad Godesberg 1974 (Friedrich Ebert Stiftung). 421 Seiten.

So ganz genau darf man den Titel dieses Handbuchs nicht nehmen, denn wenn man etwa den Teil über Asien und Afrika genauer anschaut, stellt man mit Verwunderung fest, daß nicht nur „Study resources“ für Film und Fernsehen aufgeführt werden, sondern eine ganze Reihe von allgemeinen Ausbildungsstätten, wie Kommunikationsinstitute oder Universitätsabteilungen (die aber bei Deutschland z. B. vollständig fehlen). Dabei würde man wirklich gern wissen, nach welchem Maßstab die Auswahl für diese Auflistung erfolgte. So ist etwa das Lutheran World-Federation-Fernsehprojekt in Nairobi eine Untersuchung eines einzelnen Fachmanns, aber nie eine Ausbildungsstätte gewesen (S. 156). Telestar in Kinshasa (Zaire) war ein reines Produktionszentrum und ist übrigens längst (seit 1972!) unter einem anderen Namen verstaatlicht (S. 171). Jescom Philippines ist der ordensinterne Zusammenschluß jener Jesuiten, die auf den Philippinen in den verschiedenen Bereichen der Kommunikation arbeiten; sie sind aber auch nur das und weder Ausbildungsstätte noch eine für Nichtjesuiten zugängliche Institution, was es übrigens auch in etwa in Indien und für ganz Ostasien (Jescomea) gibt (S. 230). Das National Council of Churches ist der nationale Christenrat auf den Philippinen, der gelegentlich auch einmal einen Kommunikationskurs hält, wie es kirchliche Stellen insgesamt heute schon einmal auch in anderen Ländern tun (S. 231). Dabei fehlen dann aber wieder ganze Universitäten oder Universitätsinstitute wie etwa die entsprechenden Abteilungen des Atheneo di Manila oder der St.-Thomas-Universität in Manila oder der Silliman-Universität in Dumagete oder

des besonders interessanten „Department for Development Communication“ der Universität der Philippinen in Los Baños, welches selbständig neben dem genannten Kommunikationsinstitut der gleichen Universität in Manila besteht (S. 228 f.). In Ghana fehlen die beiden außer dem nationalen Rundfunk bestehenden Ausbildungsinstitute (S. 140 f.) oder in Indien das „Chitra Bani Social Communications Centre“ in Kalkutta, das sich wesentlich mehr mit Film beschäftigt als etwa das St. Xaviers Institute for Communication Arts in Bombay (Veröffentlichung aus Kalkutta: Chitra Bani, A book on Film Appreciation, 1974, 274 Seiten).

Auch die graphische Sorgfalt bei der Gestaltung des Handbuchs läßt manchmal sehr zu wünschen übrig, obwohl gerade bei dem einfachen Fotodruck maschinengeschriebener Seiten eine größere Sorgfalt nicht schwierig gewesen wäre. So fehlt z. B. mehrfach eine Überschrift, wie etwa auf den Seiten 156 und 203, wo jeweils der letzte Abschnitt weder zum Lutherischen Fernsehprojekt noch zum St. Xaviers Institute of Communication Arts gehört.

Bei der Aufstellung eines Literaturverzeichnisses erwartet man bei einem amerikanischen Autor schon gar nicht mehr fremdsprachige Veröffentlichungen, sonst hätte man etwa Hennebells „Le Cinéma Africain en 1972“ (vgl. CS 5:1972, 380 f.) nicht übergehen dürfen.

Zum Glück ist das Buch als auswechselbares Lexikon angelegt. Man kann nur hoffen, daß bald eine seriöse Überarbeitung nachfolgt, die der sonst in Sachen Kommunikation so eifrigen Friedrich Ebert Stiftung besser ansteht (vgl. CS 8:1975, 90 f.). Von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit kann jedenfalls bisher keine Rede sein, auch wenn eine solche Aufstellung immerhin besser ist als gar nichts.

F.-J. E.

Fritz P. Schaller: Notstand im christlichen Pressewesen. Sinn und Möglichkeit christlicher Pressearbeit — dargestellt an der Problematik der katholischen Presse in der deutschen Schweiz. Zürich/Einsiedeln/Köln 1974 (Benziger Verlag). 236 Seiten.

Wem kirchliche Publizistik ein Anliegen ist bekommt mit dem vorliegenden Buch einer sachkundigen Beitrag zur Krise kirchlicher Pressearbeit in die Hand. Daß Schaller der Notstand des christlichen Pressewesens darstellt am Beispiel der Schweizer katholischer Presse (deutschsprachiger Art), ist zweifellos ein Gewinn für Betroffene und Interessierte dortzulande, kann aber eigentlich am Rande erwähnt bleiben. Die Identitätsprobleme kirchlicher Publizistik sind nämlich im gesamten deutschsprachigen Raum dieselben. Sie liegen, teils komplex gelagert, in dem auch von Schaller beklagten, paradoxen Verhältnis zur Öffentlichkeit mit allen seinen konsequenten Folgen.

Fritz Schaller gliedert sein als Dissertation entstandenes Buch in drei große Abschnitte. Dabei behandelt er im ersten Teil die *kommunikative Funktion der Presse* vor allem im Hinblick auf die drei klassischen ‚funktionalen‘ Funktionstypen Information, Meinungsbildung und Unterhaltung in ihrer Anwendungs- und Umsetzungsmöglichkeit auch kirchlicher Publizistik. Ebenso reflektiert er die allgemeinen und konkreten schweizerischen Bedingungen zur Realisierung der kommunikativen Funktion. Ein Exkurs über publizistische Verantwortung ergänzt diesen ersten Teil.

Der zweite Teil des Buches ist der *kommunikativen Funktion der Kirche* gewidmet. Neben anderen Details beschäftigt sich der Autor hier mit den Prinzipien kirchlicher Kommunikation unter dem Postulat, daß kirchliche Kommunikationsfähigkeit sich darin bewähren müßte, „die Spannung zu bestehen, sowohl der Gefahr der Überanpassung wie der Gefahr der Isolation zu entgegen“ (S. 106). Das paradoxe Verhältnis der Kirche zur Öffentlichkeit sieht Schaller in dem Widerspruch zwischen Öffentlichkeitsanspruch und Öffentlichkeitsfähigkeit der Kirchen: „Dies bedeutet nicht bloß, daß die kirchlichen Institutionen schlicht die Technik der Medien besser beherrschen oder gar von ihnen Dienstbarkeit erwarten sollten, sondern daß sie ihre eigene Strukturproblematik auf öffentliche Kommunikation hin analysieren und gegebenenfalls revidieren“ (S. 110). In diesem zweiten Teil des Buches unternimmt der Autor den begrüßenswerten Versuch, das Verkündigungsverständnis zu revi-

dieren und mit den Funktionstypen der Massenmedien zu vergleichen: Verkündigung und Unterhaltung, Verkündigung und Information, Verkündigung und Meinungsbildung (S. 121—146).

Im dritten Teil befaßt sich Schaller mit *historischen und strukturellen Problemen* der katholischen Schweizer Presse und versucht in Anlehnung an den ersten und zweiten Teil seiner Ausführungen einen Forderungskatalog an Theorie und Praxis einer neuen katholischen Pressearbeit zu erstellen. Dieser beinhaltet im wesentlichen: die Emanzipation der Presse von der Kirche sowie ein neues Selbstverständnis eines emanzipierten christlichen Journalismus und schließlich ein neues Verhältnis der Kirche zur Presse. Thesen zur Organisation der Kirchenpresse runden das Gesamtwerk konstruktiv ab.

Der Art, wie Schaller sein Thema wissenschaftlich abhandelt, den zahlreichen Anmerkungen, dem Literaturverzeichnis sowie dem Sachregister im Anhang des Buches kann man entnehmen, daß der Autor gewissenhaft und mit Engagement gearbeitet hat. Seine klare, verständliche Sprache, die präzise Begrifflichkeit und der deutlich erkennbare ‚rote Faden‘, der sich durch alle Kapitel verfolgen läßt, wird vielleicht so manchem verantwortungsbewußten Praktiker katholischer Publizistik in der Schweiz Anregung sein, sich mit den Ideen Schallers kritisch auseinanderzusetzen und sie nach Möglichkeit in die Praxis umzusetzen.

H. Pürer

Franz R. Stuke / Dietmar Zimmermann: „Medium Fernsehen“. Eine Studie zum Problembereich Medienpädagogik und Schulfernsehen am Beispiel einer Felduntersuchung. Münster 1974 (Verlag Regensburg, Reihe „Dialog der Gesellschaft“, Bd. 9). 347 Seiten.

Jede Veröffentlichung im Bereich Medienpädagogik / Mediendidaktik / Unterrichtsforschung zum wichtigen Thema „Medium Fernsehen“ verdient angesichts der bei Lehrern wie Unterrichtswissenschaftlern herrschenden hohen Erwartungen an dieses Medium einerseits, der gerade bei diesem Me-

dium äußerst ungesicherten Kosten-Nutzen-Relation andererseits, außerordentliches Interesse, zumal wenn eine solche Veröffentlichung das Niveau von Wissenschaftlichkeit für sich beansprucht.

Das hier besprochene Buch darf daher vom Thema seiner Untersuchung her begrüßt werden, und es motiviert beim Studium des sehr klar und ausführlich gegliederten Inhaltsverzeichnisses (S. 7—10) sofort zum Lesen. Die Hauptteile sind: (I) „Medienpädagogik“ (S. 17—55); (II) [die empirische Untersuchung zum Einsatz der] „Schulfernsehendereihe ‚Medium Fernsehen‘“ (S. 59—232); (III) „Schulfernsehen und Unterricht“ (S. 235—294). Den Anhang bilden ausgewählte Materialien zu (II) (S. 297—331), darunter eine recht interessante „Sprachanalyse“ zur Sendefolge 3 (S. 323 ff.), und ein Verzeichnis der benutzten Literatur (S. 333—347).

Schon eine Gewichtung von den Seitenzahlen her zeigt deutlich, wo der Schwerpunkt des Buches liegt, nämlich auf der Untersuchung einer Schulfernsehreihe im praktischen Einsatz, die die beiden andern Teile stark an den Rand drückt. Damit offenbart sich aber auch zugleich das Dilemma des Buches hinsichtlich der potentiellen Adressaten, der Unterrichts-Praktiker (Lehrer) einerseits, der Unterrichts-Wissenschaftler andererseits; denn die verschiedenen Teile klaffen inhaltlich und qualitativ zu stark auseinander. Für interessierte Lehrer wird insbesondere der Untersuchungsteil zu langatmig und zu wenig kompakt sein, während die übrigen Partien in der vorliegenden Form für die Praxis zu wenig konkret und ergiebig sind und sich stellenweise auch einer wenig reflektierten Diktion bedienen (z. B. S. 51 ff.). Dem Erziehungswissenschaftler hingegen bringen die Randteile (I) und (III) kaum Neues, während der im Mittelpunkt stehende Untersuchungsteil (II) ihn insgesamt und im Detail herausfordert.

Insgesamt bleibt die vorgestellte Untersuchung des Einsatzes einer Schulfernsehendereihe im Bereich Bielefelder Schulen — eine Doppel-Dissertation am Institut für Publizistik in Münster — trotz anerkennenswerter Aufwand und Bemühen in mehrfacher Hinsicht unbefriedigend. Mit daran schuld ist die für wissenschaftliche Arbeiten kaum übliche und so auch nicht hinreichende Prä-

sensation der Untersuchung (trotz des Hinweises S. 13 auf den fortgelassenen umfangreichen Datenanhang. — Um was für Daten handelt es sich?). Die Problemstellung wird erst S. 117 deutlicher: „Die Anlage der Untersuchung geht davon aus, daß Fernsehen resp. Schulfernsehen ein relativ unbekanntes Unterrichtsmedium ist. Die konkrete Beschäftigung mit Schulfernsehen — bedingt durch die Teilnahme an der Untersuchung — bewirkt hier eine Änderung.“ Ein eigentlicher Versuchsplan wird nicht vorgestellt, der Verlauf der Untersuchung nur stückweise begründet (z. B. S. 63, 112, 121). (Es handelt sich um einen Eingruppenplan mit Vor- und zweimaliger Nachuntersuchung, der eine exakte Kontrolle spezifischer Effekte — aber auch spezifischer Verzerrungen, hier wahrscheinlich z. B. sogen. „carry-over-Effekte“ — mangels einer Kontrollgruppe nicht zuläßt und schon von da aus die Ergebnis-Aussagen relativiert.) Die Darstellung des „methodischen Konzepts“ der Untersuchung (S. 59 f.: zwei Seiten!) ist dürftig und muß skeptisch stimmen, insbesondere in anbetracht der mehrfach erwähnten „Komplexität“ der Untersuchung und der damit zweifellos gegebenen methodischen Schwierigkeiten. Daher müßte z. B. auch das „Methodenbündel“ (S. 54 u. 60) gerade besonders sorgfältig erörtert werden! Unüblich ist auch das „exemplarische“ Vorexerzieren des Chi-Quadrat-Tests (S. 149 ff.), der dem Empiriker ohnehin bekannt ist, dem nicht fachlich vorgebildeten Leser aber ohne weitere Voraussetzungen kaum hilft. (S. 150: „e“ meint üblicherweise auch nicht „errechnete“ Häufigkeit, sondern „erwartete“ von „expected“ — bzw. „theoretische“.) Überraschend auch die Begründung der Verfasser für solch „exemplarisches“ Vorgehen: „Die Erfahrungen der Untersucher haben ... gezeigt, daß die Divergenz des Zahlenmaterials, das den Untersuchungsergebnissen zugrundeliegt, fast ausschließlich evident (sic!) ist“ (S. 150, Anm. 63). Genau davon aber würde sich der lesende Wissenschaftler gern selbst ein Bild machen. Auch über (unabhängige und abhängige) Variablen wird nichts mitgeteilt, so daß man nicht weiß, was auf welche Weise kontrolliert werden sollte. (Nur S. 117 unter „Hypothesen“ wird kurz erwähnt, daß es sich um eine „multivariable Untersuchung [handelt], deren Determinanten vielgestaltig und vielschichtig sind“. Die anschließend of-

fizierten „Arbeitshypthesen“ lassen sich als Prüfungshypothesen überhaupt nicht verwenden, denn es kann nicht entschieden werden, wann sie als bestätigt gelten sollen. Dessen ungeachtet wird vielerorts mit sehr genaueigenschaftempfindlichen Begriffen (Beispiel: „Signifikanz“) operiert (so S. 70, 79, 83, 113, 122, 138). Ausführlichere Kritik verdient auch das Problem der gezogenen Stichprobe bzw. der Repräsentativität, weil davon ja die Generalisierbarkeit der Aussagen abhängig ist. (S. 60: „So stellt auch das Sample der Versuchspersonen keine Stichprobenauswahl, sondern annähernd [!] die Grundgesamtheit ... dar. Dadurch entfällt das Problem der Repräsentativität der Ergebnisse für das untersuchte Feld.“ S. 113: „Die Auswahl der teilnehmenden Klassen war zufällig. Das Sample repräsentiert in gewisser Weise [!] die Schulsituation im Sendegebiet ...“)

Die Ergebnis-Formulierungen (S. 138 ff.; 181 ff.; 193 ff.) fallen vage aus („signifikant“ wechselt ab mit „offenbar“, „offensichtlich“, „stärker“ usw.; S. 195 kann eine Hypothese „als bestätigt gelten“). Sie sollen hier nicht mitgeteilt werden, nachdem auch die Grenzen und sich anschließende, unbeantwortete Fragen der Untersuchung in der Veröffentlichung nicht diskutiert werden.

Die Relevanz des untersuchten Problems ist unbestritten und entsprechende wissenschaftliche Abklärung dringlich. Wahrscheinlich wäre die Anlage und damit auch das Resultat der Untersuchung anders ausgefallen, hätten die Autoren wichtige (und die anglo-amerikanische) einschlägige Fachliteratur ausreichend hinzugezogen und diskutiert. (So fehlen im Literaturverzeichnis u. a.: Gage, bzw. Dallmann/Preibusch 1974; Kösel 1966; Zielinski 1966; Issing 1967 u. ö.; Stosberg 1972; Sturm 1972; Lumsdaine 1960 u. ö.; Chu & Schramm 1967; Jamison et al. 1974; usw.).

Schließlich noch einige Anmerkungen zu den übrigen Teilen des Buches. Der Abschnitt „Medienpädagogik“ (S. 17—55) vertritt das wichtige und richtige Anliegen einer verstärkten Kooperation von Kommunikations- und Erziehungswissenschaft. Denn „pädagogische Bemühungen um die Integration von Medien in den Unterricht [sind] auf die kommunikationstheoretische Hilfestellung angewiesen“ (S. 33) und müssen ganz sicher

gesellschaftlich relevante Fragestellungen mit aufnehmen (S. 20). Man wird allerdings in diesem Zusammenhang auf eine Unterscheidung von „Medienpädagogik“ und „Medien-didaktik“ nicht verzichten können. Der Abschnitt „Kommunikationslehre in der Schule“ (S. 51—55) sollte wegen seiner reichlich unreflektierten Aussagen und im Hinblick auf „Ideologieverdacht“ baldigst überarbeitet werden. Sehr gut gelungen und ausgezeichnet im Überblick ist der Abschnitt „Medienpädagogische Konzeptionen“ (S. 34—50), der einen Sonderdruck in einer Fachzeitschrift verdiente (wobei der Ausdruck „technokratisch“ S. 41 und Anm. 26 besser durch den richtigeren und geläufigeren „technologisch“ ersetzt werden sollte).

Der Buchteil „Schulfernsehen und Unterricht“ (S. 235—294) endlich behandelt zunächst die Entwicklung des Schulfernsehens international, allerdings nicht vollständig und wenig übersichtlich, weil keine Vergleiche angeboten werden. Es handelt sich um nur kurze historische Überblicke (überwiegend aus den Jahrgängen der Zeitschrift „Fernsehen und Bildung“), allerdings weniger mit „Nachschlagequalität“ (Geleitwort S. 6). Es folgt die Darstellung verschiedener „Konzeptionen des Schulfernsehens“ (S. 268—279), die keine wesentlich neuen Aussagen formuliert oder Erkenntnisse referiert, mehr ein Plädoyer, zumal lerntheoretische und -psychologische Absicherungen fehlen. (N. B. zu S. 277: Natürlich liegen wissenschaftliche Untersuchungen zur Schülerkonzentrationsfähigkeit bzw. zur Schirmbildgröße vor; vgl. z. B. Ash/Jaspen 1953 sowie verschiedene Ausgaben der „AV-Forschung“ des FWU/München). Daslußkapitel „Fernsehen in der Schule“ (S. 280—294) stellt kein Resümee der vorangegangenen Abschnitte oder des gesamten Buches dar; es macht auf die notwendigen langfristigen Aspekte und Planungen aufmerksam, die sicherlich für eine „Beheimatung“ des Mediums Fernsehen im künftigen Schulalltag nötig sind.

Ungeachtet der erforderlichen Kritik gegenüber dem Anspruch, mit dem das gesamte Buch auftritt, werden im Verlauf der Darstellung jedoch auch wesentliche Erkenntnisse und Probleme zum „Medium Fernsehen“ ausgesprochen. Sie beziehen sich vor allem auf die erkennbaren, nicht aus dem Auge zu verlierenden Tendenzen der „Päd-

agogisierung von Massenmedien“ (S. 123) und deren Konsequenzen, die vermehrte Berücksichtigung der medienspezifischen Möglichkeiten des (Schul-)Fernsehens (S. 101) und entsprechende didaktische Konzepte (S. 229 ff.), auf die eminente Bedeutung unterrichtlicher Vor-, Begleit- und Nacharbeit beim Einsatz von Unterrichtsmedien (S. 169; 178 f.), die auch bessere (= operationalisierte) Lernzielbeschreibungen durch die Begleithefte einschließen muß (S. 224). Von erheblicher Bedeutung müßten Teilergebnisse der Untersuchungen für die Lehrerbildung werden, sei es, was die prinzipielle Einstellung der Lehrer gegenüber den (Massen-)Medien anbelangt (S. 124), aber auch, was die entsprechend voranzusetzenden Fachkenntnisse hinsichtlich der Medien selbst wie auch ihrer didaktischen Verwendung angeht (cf. S. 137 f.; S. 174).

Man legt das Buch mit einem gewissen Unbehagen aus der Hand; da die Verfasser aber ein so wichtiges Anliegen untersuchten und vertreten, wünschte man sich eine Überarbeitung und Neuveröffentlichung. Dabei sollte dann auch die Inhomogenität des gesamten Buches wie auch Unstimmigkeiten oder Druckfehler beseitigt werden (z. B. S. 29: E. Feldmann, 1966?; S. 201: horizontal (statt vertikal). Daß S. 99 Hofstätter a. a. O. wörtlich zitiert wird, sollte entsprechend kenntlich gemacht werden). Wünschenswert wäre auch eine Erweiterung der Literaturangaben über die für die Veröffentlichung benutzte Literatur hinaus, um Interessierten am Thema „Medium Fernsehen“ zusätzliche Informationen anzubieten.

R. Rublack

Adriano Zanacchi: Potenza e prepotenza della comunicazione sociale. Guida allo studio degli strumenti dei metodi e dei problemi della comunicazione sociale. Roma 1969 (Edizioni Paoline). 439 Seiten.

Titel und Erscheinungsjahr fordern zum Exkurs heraus: Das II. Vatikanische Konzil ersetzt per Dekret (Inter Mirifica, 1963) den Begriff Massenkommunikation durch den Terminus „communicatio socialis“. Für dessen publizistische Konsolidation spricht nicht

zuletzt der Titel der vorliegenden Zeitschrift (seit 1968). Mit dem Start einer gleichnamigen Publikationsreihe („La comunicazione sociale“) setzen 1969 die angesehenen „Edizioni Paoline“ ein in dieser Hinsicht historisch vergleichbares Datum; als erstes erscheint Zanacchi Buch über „Macht und Übermacht“ der sozialen Kommunikation.

Wollte der Autor, wie der Titel zunächst vermuten läßt, eine problemorientierte Abhandlung bieten, so wäre das Ergebnis bereits zum Zeitpunkt der Veröffentlichung eher schal gewesen. Indes, schon der Untertitel nimmt zurück, was ohnehin nicht intendiert war. Zanacchi bringt vielmehr auf dreihundert Seiten solide Medien-Propädeutik. Presse, Buch, Film, Radio und Fernsehen, in eigenen Abschnitten auch Theater, Musik und Schallplatte, werden sukzessive abgehandelt; als Medien sui generis sogar Mode und Sport.

Neben den „strumenti“ (= Medien) und „metodi“ (= instrumenteller Aspekt: Propaganda, Werbung, Öffentlichkeitsarbeit), finden die „problemi“ — in den verbleiben-

den drei der neun Kapitel referiert — zu geringe Beachtung. Die Kompilation von Begrifflichkeit, Funktion und Wirkung der sozialen Kommunikation bleibt zudem in erster Linie auf italienische Literatur und — soweit ins Italienische übertragen — auf Referenzen amerikanischer Klassiker beschränkt; Öffentliche Meinung schließlich wird vorwiegend unter Demoskopie rubriziert.

Solche „Mängel“ können dennoch die Qualität der Arbeit nicht schmälern. Sie markiert nämlich auch das Bemühen, katholische Initiativen im italienischen Medienbereich sowie die Position der Kirche zu Fragen instrumenteller Kommunikation in publizistikwissenschaftlicher Systematik aufzuarbeiten. Jedem Kapitel ist hierfür ein eigener Abschnitt mit ausführlicher Dokumentation zugeordnet.

Gerade dieser Gesichtspunkt begründet das spezielle Interesse an der Publikation über die Grenzen Italiens hinaus. Hinzu kommt noch eine umfangreiche Auswahlbibliographie einschlägiger Sekundärliteratur, die den Nachschlagwert komplettiert.

F. Fröblich

KURZBESPRECHUNGEN

Jean-Marie van Bol: Die Mittel des sozialen Kommunikationswesens in Belgien. Informationsbericht. Brüssel 1975 (Verlag E. Guyot, Sammlung „Ideen und Studien“ Nr. 98). 132 Seiten.

Dieses in bescheidener Aufmachung daher kommende Heft bietet einen perfekten Überblick über Belgiens Massenkommunikationssystem vom juristischen Rahmen über die Pressegeschichte bis hin zur „Anatomie“ der belgischen Presse, des Rundfunks und Fernsehens sowie einer Analyse des „Informationskonsums“. Tabellen, Skizzen, Bibliographien und Zeichnungen ermöglichen eine schnelle und gründliche Übersicht. Diese „Ländermonographie“ — ebenso handlich wie preiswert — sollte in anderen Ländern Schule machen.

G. D.

Febc („*Far East Broadcasting Company*“) (*Hrsg.*): Recording for Broadcasting. Manila 41975. 85 Seiten.

Ders.: Shortware anybody? Manila 1975. 24 Seiten.

Verständliche und erschwingliche Darstellungen technischer Zusammenhänge sind für die Ausbildung, aber auch für Interessenten am Hörfunk in den Entwicklungsländern immer noch Mangelware. Die technische Abteilung des 1945 in Manila gegründeten evangelischen Missionssenders der „Far East Broadcasting Company“ (feb) hat hier ihre 25-jährigen Erfahrungen in einem handlichen Büchlein zusammengetragen. Dabei geht es um eine Hilfe für alle jene, die auch mit einfachster technischer Ausrüstung ohne große Studiomöglichkeiten rundfunkgerechte Pro-

gramme herstellen möchten. Bei den Möglichkeiten, die Missionare und Entwicklungshelfer vor allem auch bei den mehr und mehr entstehenden lokalen Rundfunkstationen in den Ländern Asiens und Afrikas haben, ist diese Veröffentlichung weit über den Benutzerkreis der febc hinaus eine äußerst praktische Hilfe. Sie kann ohne weiteres auch für einfache Radiokurse kirchlicher Gruppen als Handbuch und Leitfaden dienen. Vom Tonbandgerät reicht die Darstellung über Tonbänder, Mikrophone, Akustik, den Gerätegebrauch und die redaktionelle Bearbeitung der Programme bis hin zu Elektrizität, Unterhalt der technischen Anlagen und Fehler-suche.

Dem interessierten Kurzwellenempfänger dient die zweite Publikation, die ebenfalls von der technischen Abteilung der febc stammt. Dabei werden die Eigenarten der Kurzwellen dargestellt und praktische Hinweise für einen besseren Empfang sowie zur Erstellung von Empfangsberichten gegeben. Dieses Heft ist besonders für alle, die auf Außenstationen leben und dort weithin auf Kurzwellenempfang angewiesen sind, eine sehr praktische Hilfe.

F.-J. E.

Robert A. Hinde (Hrsg.): Non-Verbal Communication. Cambridge 1972 (Cambridge University Press). 443 Seiten.

Die nichtverbale Kommunikation ist in den letzten Jahren immer mehr in den Blickpunkt verschiedener Forscher und Forschungsgruppen getreten. Dieser Sammelband ist die Frucht einer solchen Forschungsgruppe. In der Folge einer von der Royal Society 1965 ermöglichten und von Sir Julian Huxley organisierten dreitägigen Konferenz über „Ritualization of behaviour in man and animals“ hat eine „Royal Society Study Group on Non-Verbal Communication“ in 13 verschiedenen Sitzungen bis zum Jahre 1970 den Inhalt dieses Buches erarbeitet. Hier sind die Beiträge einzelner Autoren abgedruckt sowie die Kommentare der Studiengruppenmitglieder zu diesen Beiträgen.

Das Buch gliedert sich in drei Abschnitte: es behandelt die Natur der Kommunikation mit

je einem Beitrag über die Formalanalyse des kommunikativen Prozesses, den Vergleich der verbalen Kommunikation bei Tieren und Menschen, sowie einen Beitrag über die menschliche Sprache. Der zweite Teil gilt ausschließlich der Kommunikation von Tieren und der dritte Teil der menschlichen nicht-verbalen Kommunikation. Letzterer beginnt mit einem Beitrag über die Entwicklungsgeschichte des Lachens und Lächelns und endet bei insgesamt acht Beiträgen mit einem Artikel über Aktion und Ausdruck in der westlichen Kunst. Wie diese kurzen Titelnotizen zeigen, wird hier Kommunikation in einem umfassenden Sinne verstanden, der auch von den Publizistikwissenschaftlern nicht mehr übersehen werden kann. Zu dem Buch haben namhafte Anthropologen, Verhaltensforscher, Kommunikationswissenschaftler, Linguisten, Zoologen und Psychologen beigetragen.

F.-J. E.

R. J. Hosking: Broadcasters Reference Manual. General and Technical Information on Broadcasting. Konedobu (Port Moresby) 1974 (Papua New Guinea National Broadcasting Commission, NBC). 178 Seiten.

Es ist immer faszinierend zu sehen, wie sich aus kleinen Anfängen langsam etwas Größeres, Eigenständiges entwickelt. Dies gilt auch für die Rundfunksysteme und Rundfunkarbeit in selbständig werdenden Staaten. Papua Neuguinea ist seit dem 16. September 1975 ein selbständiger Staat. Schon vor einigen Jahren wurden die früher zur „Australian Broadcasting Commission“ gehörenden Stationen von Port Moresby und Rabaul mit lokalen Rundfunkstationen verschiedener Gegenden des Landes zu einer nationalen „Papua New Guinea Broadcasting Commission“ zusammengeschlossen, die auch für dieses Handbuch verantwortlich zeichnet. Es ist geschrieben von dem Ausbildungsleiter dieser nationalen Rundfunkgesellschaft, zu der inzwischen immerhin fast 500 einheimische Kräfte gehören. Das im Offset hergestellte, gut illustrierte Handbuch enthält außer einem Teil für die redaktionelle Arbeit einen weiteren Teil mit technischen Informationen. Beide Abschnitte sind wohl-tuend auf die praktische Arbeit ausgerichtet.

Das Handbuch ist zunächst mehr für den internen Gebrauch der Rundfunkgesellschaft gedacht, soll aber 1976 in einer neuen Ausgabe erscheinen, die dann auch im Buchhandel erhältlich sein wird. Sicherlich wäre es dann eine Veröffentlichung, die weit über die Grenzen Papua Neuguineas hinaus als Handbuch für die Ausbildung junger Rundfunkkräfte gebraucht werden könnte.

F.-J. E.

Siegfried Kessemeier: Katholische Publizistik im NS-Staat 1933—1938. Grundzüge und Entwicklung. Münster 1973 (In Kommission beim Verlag Regensburg, Reihe „Arbeiten aus dem Institut für Publizistik der Universität Münster“, Bd. 9). 472 Seiten.

Als Band 9 aus den Arbeiten des Instituts für Publizistik der Universität Münster ist mit mehrjähriger Verspätung 1973 diese bereits 1969 abgefaßte Dissertation von Siegfried Kessemeier erschienen. Als Grundfrage, von der diese offensichtlich noch nach altmünsteraner, Hagemannscher Systematik gestrickte Untersuchung ausgeht, formuliert der Autor selbst: „Wie geschah vom Katholizismus her in der Zeit nationalsozialistischer Herrschaft öffentlich bedeutsame Aussage und wie wirkte sie?“ (S. 3). Seine Antwort gibt Kessemeier auf den insgesamt 472 Seiten seines Buches. Kessemeier stellt zunächst den *Bestand und die Funktionsmittel katholischer Publizistik* intermediärer Art (Sachmittel: Schriftträger, Bildträger, Tonträger; personale Mittel: Rede, Schauspiel) sowie originärer Art (Gruppen-Aussagen, Individualaussagen, Dingaussagen) dar.

Dann beschreibt der Autor das *Kommunikationsgefüge*: die Träger der Kommunikation (offizielle Führungsautoritäten wie Episkopat und Vatikan; Einzelpersonlichkeiten wie Geistliche und Laien; Kollektive wie kirchliche Organisationen) sowie Fragen der publizistischen Aktionsfähigkeit (Koordination, Schwerpunkte etc.)

In einem dritten Teil schließlich geht es um den *aktuellen Einsatz* katholischer Publizistik durch verschiedene publizistische Gattungen (Schriftpublizistik, Kanzelpublizistik, Ver-

sammlungspublizistik) und ihr *Zusammenwirken in konkreten Wirkungsräumen* katholischer Publizistik, ihre Reichweite und Leistung (als Information und Kommentar), ihre generellen Ziele und Ergebnisse sowie ihre praktischen Erfolge.

Das Hagemannsche Strickmuster steht dieser Arbeit gar nicht so schlecht, es erschöpft sich freilich auf weite Strecken in der Deskription. Beachtlich an dem umfangreichen Band sind die beigelegte, drucktechnisch leider teilweise mißglückte Bilddokumentation, die angeführten Gesetze und Bestimmungen sowie das in der Tat umfassende Quellen- und Literaturverzeichnis: sie lassen das Werk selbst zu einer Dokumentation werden. Schade, daß der Veröffentlichung dieser interessanten und aufwendigen Studie andere Bände (Binder, Gotto, Boberach) zuvor gekommen sind.

H. P.

UNESCO: World Communications, a 200 country survey of Press, Radio, Television, Film. Paris 1975 (The Unesco Press). 533 Seiten.

Nach der letzten Ausgabe vor mehr als zehn Jahren (1964) ist das Unesco-Handbuch mit einer Übersicht über den Zustand der Medien (Presse, Nachrichtenagenturen, Rundfunk, Film) in 200 Ländern der Welt jetzt neu erschienen. Dabei handelt es sich jeweils um eine statistische Übersicht und eine kurze Beschreibung des Zustands der Medienbereiche in den betreffenden Ländern. Die Statistik bezieht sich auf die Situation Anfang 1973. Sie stützt sich auf die offiziellen Angaben der betreffenden Regierungen bzw. das Statistische Jahrbuch der Vereinten Nationen. Für eine erste Übersicht ist ein solches Handbuch sicherlich eine gute Hilfe. Für eine tiefere Kenntnis der betreffenden Länder und eine kritische Analyse wird man sich allerdings nach anderen Quellen umsehen müssen. Eine kritische Wertung der offiziellen Angaben kann von einem solchen Buch und einem solchen Herausgeber nicht erwartet werden.

K. A.